

Jan Tillmann

**Trajektivität**

**Schriftenreihe der  
Fakultät V – Diakonie, Gesundheit und Soziales  
der Fachhochschule Hannover**

**14**

Die Schriftenreihe der Fakultät Diakonie, Gesundheit und Soziales  
der Fachhochschule Hannover erschien bis Bd. 13 unter dem Titel  
Schriftenreihe der Evangelischen Fachhochschule Hannover

**Jan Tillmann**

# **Trajektivität**

**Anstöße für eine Metatheorie der  
Sozialarbeitswissenschaft**

Blumhardt Verlag Hannover

## **Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Für Karin, Isabell, Milena und Angelika*

© 2007 Blumhardt Verlag

Fachhochschule Hannover  
Blumhardtstraße 2  
D-30625 Hannover  
Telefon: +49 (511) 9296-3237  
Fax: +49 (511) 9296-3165  
E-mail: [blumhardt-verlag@fh-hannover.de](mailto:blumhardt-verlag@fh-hannover.de)  
<http://www.blumhardt-verlag.de>  
Alle Rechte beim Verlag  
Druck: Gruner Druck GmbH, Erlangen

ISBN 978-3-932011-72-6

# Inhaltsverzeichnis

<b>Einleitung .....</b>	<b>7</b>
<b>Teil I Die Matrix des abendländischen Schattens .....</b>	<b>12</b>
1. Annäherung: Inhalts- und Beziehungsebene .....	12
2. Spaltung als generelle soziokulturelle Grundtendenz .....	13
3. Die Dressate, die menschliche Beziehungen regeln.....	21
3.1 Das Dressat Rivalität.....	21
3.2 Das Dressat Hierarchie.....	23
3.3 Das Dressat Sexismus .....	25
4. Wirkungswissenschaften und Nebenwirkungswissenschaften.....	28
5. Resümee.....	31
<b>Teil II Trajektivität und die Belebung der unvernünftigen Vernunft.....</b>	<b>34</b>
1. Annäherung an den Begriff „Trajektivität“.....	34
2. Vernunft ohne Trajektivität .....	36
2.1 Vernunft ohne Innenseite .....	36
2.2 Die Falle der Identität .....	42
3. Trajektivität und Schwaches Denken.....	44
3.1 Aspekte: Widersprüchlichkeit und Vernunftversionen .....	44
3.2 Aspekt: Kontingenz .....	47
3.3 Aspekt: Angst.....	47
4. Vitalisierung der Vernunft.....	51
4.1 Annäherung an den Begriff „Beziehung“ .....	51
4.2 Das Apriori der Beziehung: Leib und Gefühl .....	53
5. Resümee.....	63
<b>Teil III Trajektive Sozialarbeitswissenschaft: Schwache Wissenschaft.....</b>	<b>65</b>
1. Anthropologie von unten: das Zurechtkommen .....	65
2. Zum Programm der Metatheorie einer Sozialarbeitswissenschaft.....	69

2.1	Annäherung: Aufgabe der Sozialarbeit .....	69
2.2	Theoretische Perspektiven einer Sozialarbeitswissenschaft.....	71
2.3	Die soziokulturelle Produktion von Missbrauch.....	79
2.4	Vier Kategorien, die den theoretischen Perspektiven der Sozialarbeitswissenschaft zugrunde liegen. ....	80
3.	Resümee.....	85
4.	Metatheoretische Anstöße für eine trajektive Sozialarbeitswissenschaft.....	87
4.1	Leib-Gefühl-Denk-Einheit.....	87
4.2	Grundversorgung mit Andersheit und Perturbation .....	88
4.3	Theorie und Praxis .....	90
4.3.1	Zur Säkularisierung von Theorien: Kontingenz und Tendenzialität .....	90
4.3.2	Praxis als leiblich-emotionales Denkhandeln.....	97
4.4	Eklektizität und Dilettantismus .....	100
4.5	Beliebigkeit und Disziplin.....	102
5.	Trajektive Ethik .....	107
5.1	Annäherung.....	107
5.2	Grundfiguren der ethischen Entwürfe .....	108
5.3	Trajektive Ethik .....	110
5.4	Trajektive sozialarbeitswissenschaftliche Ethik.....	113
5.4.1	Der Was-Modus.....	113
5.4.2	Der Wie-Modus .....	115
5.4.3	Der Wie-und-Was-Modus .....	118
6.	Resümee.....	120
	<b>Nachwort .....</b>	<b>121</b>
	<b>Literaturverzeichnis.....</b>	<b>124</b>

## Einleitung

Wissenschaft ist die Letztbegründung und bestimmende Orientierung unseres Zeitalters geworden. Wer zu ihr gehören und zu ihr etwas beitragen möchte, muss sich den gültigen Gesetzen und Bedingungen unterwerfen und sich in den vielen Gemeinschaften der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bewähren. Ich bestreite keineswegs die unübersehbaren Gewinne, die das wissenschaftliche Zeitalter für die Menschheit gebracht hat, insbesondere nicht den aufklärerischen Aspekt, der untrennbar mit wissenschaftlicher Tätigkeit verbunden ist. Ich sage das ganz zu Beginn, weil es sich zeigen wird, dass im Folgenden der Nebenwirkungsaspekt der Wissenschaft zentrales Thema sein wird und ein gegenteiliger Eindruck sich schnell einstellen könnte. Ich sage das auch nur einmal, weil es zu beschwerlich wäre, es an vielen Stellen zu wiederholen. Wissenschaft entlässt unkontrollierte Wirkungen in die Welt, deren Folgen u. a. Sozialarbeit herausfordern. Eine Theorie der Sozialarbeitswissenschaft muss sich damit befassen, denn der Zustand der Welt scheint ein wachsendes Maß an Bedürftigkeit nach Sozialarbeit zu signalisieren und das trotz und durch die Verwissenschaftlichung aller Lebensbereiche.

Wissenschaft ist nicht zwiespältig, sie ist vielspältig. Werfen wir nur einen kurzen Blick auf drei Wissenschaften, die für Sozialarbeit wichtige Bezugsbereiche sind. Eine „Einführung in Theorie und Methoden der Erziehungswissenschaft“ (Krüger, 1997) weist 13(!) ganz unterschiedliche theoretische Konzepte und Positionen aus, die alle nicht ohne historische Vorkenntnisse und viel Anschlussliteratur zu verstehen sind. Die „Psychologie des 20. Jahrhunderts“ (Kindler Vlg., 1976) hat ca 15.000 Seiten, deren auch nur auszugsweise Zurkenntnisnahme noch keine Berührung mit der Originalliteratur ist. Zwei für die Sozialarbeit so wichtige Autoren, wie Habermas und Luhmann, sind ohne differenzierteste soziologie- und philosophiehistorische Kenntnisse nicht zu verstehen. (Hier besteht zwischen den zwei sonst so kontrovers gehandelten Verfassern bedeutender Theorien eine verblüffende Übereinstimmung). Ohne auf weitere Wissenschaftsgebiete überzugehen, lässt sich die Frage stellen, wie Studierende in sechs Semestern verhindern können, einen wissenschaftlichen Selbstwertzusammenbruch mit opportunistischen Folgen zu bekommen oder depressiv zu werden. Weitere Fragen: Sind Geistes- und Sozialwissenschaften nicht auch zur Desorientierung unseres Zeitalters geworden? Ist die Welt der Menschen so vielspältig, dass unsere Wissenschaften sie nur mit unüberschbarer, perennierender Ausdifferenzierung abbilden können? Spiegelt sich in diesen Wissenschaftssystemen lediglich das marktwirtschaftliche System, das ohne jährliche Zuwachsraten kollabieren würde? Welchen Gewinn bringt die Arbeitskraft, die Jahr für Jahr in Tausende Examensarbeiten gesteckt wird, die außer den Begutachtern niemand mehr liest? Zugegeben: Auf

diese Fragen (und viele weitere, die möglich wären) lassen sich durchaus positive Antworten geben. Aber: Deuten sie nicht auch eine dunkle Seite an, der sich die Wissenschaften vom Menschen nicht stellen? Oder: werden alle Geistes- und Sozialwissenschaften abgelöst von einer Lebenswissenschaft, die – orientiert an der Biologie – die „Einheit des Wissens“ (Wilson, 1998) wiederherstellt, einfach und übersichtlich? Sind Geistes- und Sozialwissenschaften am Ende ihrer Epoche angelangt? Rächt es sich, dass sie jahrhundertlang auf die Naturwissenschaften herab geblickt haben? Ist es nicht heute noch vornehm, deutlich zu machen, dass man davon gar nichts verstehe? Fischer (vgl. 2001, 9-24) hat das überzeugend deutlich gemacht und Abhilfe angeboten.

Stellen wir uns noch einmal Studierende der Sozialarbeitswissenschaft vor, die sich – ein bisschen beklommen und durchaus neugierig – über die Wissenschaften, die ihnen begegnen, einen Überblick verschaffen wollen. Sie hören Namen: Freud, Piaget, Habermas, Thiersch, Mollenhauer, Luhmann. Und sie hören auch, dass Beschäftigung mit der Sekundärliteratur das sorgfältige Studium der Originaltexte nicht ersetzt. Ich erspare mir, ihren Weg durch die Bibliotheken und das, was dort an und in ihnen ausgelöst wird, intensiv zu schildern. 30 Jahre Studierendenberatung ist eine in dieser Hinsicht deprimierende Empirie, die dem wissenschaftlichen System, nicht den Studierenden zuzurechnen ist. Und: Hochschulen, die die Regelstudienzeit von sechs Semestern einhalten, bekommen Pluspunkte bei den Evaluationen. Wieso bewältigen Sozialarbeitende ihren Beruf im Allgemeinen so gut? Haben sie das, was sie brauchen, zu einem großen Teil woanders gelernt?

Kann Sozialarbeitswissenschaft sich so entwickeln, dass sie nicht nur eine inflationäre Ausdifferenzierung ist, die nicht mehr überschaubar ist? Kann sie eine Metatheorie entwickeln, die verständlich und übersichtlich ist? Buttner (2006, 43ff) fasst die damit verbundenen Probleme der Sozialarbeit, Sozialpädagogik und ihre wissenschaftlichen Disziplinen bündig und klar zusammen. Er zeigt unter Berufung auf Stichweh (1996), »dass ihr der Weg zur Ausdifferenzierung eines Kernproblems versperrt bleibe – und damit auch der Weg zu einem eigenen Funktionssystem« (ebd. 43). Und weiter: »Die Lehre ist vielschichtig, das Wissen teilweise fragmentiert und der metatheoretische Bogen lässt sich oft nur mit Mühe spannen« (ebd. 44). Sozialarbeit zerfällt in ihrem Berufsfeldern oft in Spezialgebiete für Knast-, Kinder-, Jugend-, Schul-, Gesundheits-, Psychiatriesozialarbeit/-pädagogik und vieles mehr, eine Häufung von Fachsozialarbeiten, weil ihre integrierende Grundwissenschaft nicht deutlich genug akzentuiert wird. Sozialarbeitswissenschaft bewegt sich unentschieden zwischen der Entscheidung für aggressive oder anbiedernde Platzsuche im Kanon der anderen Disziplinen, Besinnung aufs Kerngeschäft und der Position der Allzuständigkeit (vgl. ebd. 44). Auch wenn beim genauen Hinschauen festzustellen ist, dass es den etablierten Be-



zugswissenschaften der Sozialarbeitswissenschaft latent nicht anders geht – etabliert ist eben etabliert –, so kann selbstkritisch durchaus zugegeben werden, dass es an einem metatheoretischen Bogen mangelt.

Kann das daran liegen, dass die Sozialarbeitswissenschaftlerinnen und Sozialarbeitswissenschaftler fasziniert auf die anderen Wissenschaften starren, sie nachzuahmen versuchen und dabei mögliche grundsätzliche Fehler bei diesen übersehen, die für eine Metatheorie der Sozialarbeitswissenschaft nicht wiederholt werden sollten? Kann sie nur unter teilweiser Ablösung von scheinbar unanfechtbaren wissenschaftlichen Gewissheiten auf eigenen Füßen stehen? Hellmann (siehe Lit.Verz.) fordert „die Definitionsmacht einer eigenständigen Sozialarbeitsdisziplin“ in einem diese Problemlage sehr übersichtlich dargestellten Beitrag. Kann sie das dadurch erreichen, dass sie der strahlenden Seite der Wissenschaften nachläuft, oder muss sie – ihrem Arbeitsgebiet entsprechend – die dunkle Seite aufsuchen?

In der Sozialarbeitswissenschaft gibt Staub-Bernasconi für dieses Dilemma ein gutes Beispiel ab. Ihr neuestes Werk »Sozialarbeitswissenschaft als Handlungswissenschaft« (2007) ist eine ausdifferenzierte Darstellung ihres spezifischen Ansatzes. Leider ist die Balance zwischen einer abgespaltenen abstrakt-rationalen Darstellung und einer, die auf der Einheit von Denken und Gefühl beruht, sehr zugunsten der Ersteren verschoben. Sie zollt damit der männlich-patriarchalen Wissenschaft zu viel Respekt.

In der Praxis der Sozialarbeit sind die dunklen Seiten direkt sichtbar. Armut, Orientierungslosigkeit und Verstörung sind die auffälligsten Merkmale für ihre Notwendigkeit. Ich werde mich nie damit abfinden können, dass z. B. in Hannover – meiner Heimatstadt – ca. 10.000 Wohnungen leer stehen, nicht vermietbar sind und es ca. 2500 Obdachlose gibt. Im reichen Deutschland leben 2,6 Mill. Kinder unter der Armutsgrenze. Global teilen sich 18% der Bevölkerung 80% der Güter und Ressourcen, d. h. 82% müssen sich 20% teilen. Natürlich kann man mit vielen rationalen Argumenten erklären, warum das alles so ist, aber akzeptieren muss man es nicht. Warum ist es nicht eine Selbstverständlichkeit – mindestens in reichen Gesellschaften – Not und Elend zu beseitigen? Das ist keine Frage mangelnder Ressourcen! Es muss einen Grund dafür geben, der tief in der „conditio humana“ liegt, der jedoch kein Naturphänomen ist. Der Löwe jagt nicht, wenn er satt ist. Hat unsere Soziokultur eine Schattenseite, die für sie selbst ein blinder Fleck ist, in der ihre Wissenschaft gefangen ist? Wenn die Sozialarbeitswissenschaft diesen möglichen blinden Fleck nicht aufsucht, verfehlt sie ihre wissenschaftliche Aufgabe.

Stellt man sich einen Globus auf den Schreibtisch und lässt ihn einmal rotieren, so kann man unschwer feststellen, dass in allen Kontinenten europäische Sprachen gesprochen werden, mindestens übergeordnetes Hauptverständigungsmittel sind. Die globale Europäisierung hat mit der Kolonialisierung begonnen und sich ökonomisch fortgesetzt. Dabei hat sie ihre abendländische Kultur als die vermeintlich eigentlich humane durchgesetzt. Dieser Zustand ist bis heute nicht korrigiert und wird als Dominanz des Westens diskutiert. Was ist aber, wenn der Westen damit seinen blinden Fleck exportiert hat. Ist es nicht ein deutliches Zeichen für diesen Tatbestand, dass Europa und Nordamerika, die reichsten Kontinente der Welt, in ihren Grenzen ein riesiges Potenzial an sozialem und psychischem Elend produzieren und es gleichzeitig exportieren? Ist es nicht ebenso ein Zeichen der Verleugnung, wenn Sozialarbeit von „Kunden“ und „Sponsoring“ spricht, Euphemismen für Hilfesuchende und Erfolg beim Betteln? Die metatheoretische Klammer der Sozialarbeitswissenschaft wäre nicht nur das Aufzeigen und Beseitigen der Folgen der Blindheit gegenüber einem möglichen Schatten, sondern auch die Sichtbarmachung seiner strukturellen Verankerung in der abendländischen Kultur.

Sahle (vgl. 295ff) hat in einem verdienstvollen Aufsatz die Paradigmen der Sozialarbeitswissenschaft herausgearbeitet, die jeweils von Gruppen von Autorinnen und Autoren vertreten werden. Sie kommt zu folgendem Ergebnis:

1. das Alltagsparadigma
2. das systemische Paradigma
3. das Paradigma der alltäglichen Lebensführung
4. das ökosoziale Paradigma
5. das subjekttheoretische Paradigma

Diese Ansätze sind vielfach diskutiert worden. Sie stellen zweifelsfrei die wichtigsten Aspekte der Sozialarbeitswissenschaft und ihrer Praxis dar und spiegeln insgesamt das Panorama dieser Disziplin. Es stellt sich jedoch die Frage, ob Sozialarbeitswissenschaft, ohne die oben gestellten Fragen metatheoretisch zu beantworten, nicht ohne eigenes Fundament dasteht.

Fassen wir zusammen:

- Sollte Sozialarbeitswissenschaft sich in ihrem Aufbau an den etablierten Wissenschaften orientieren oder einen prinzipiell anderen Weg wählen?
- Würde ihr bei der Entscheidung für einen eigenen Weg das Ersticken an der Massenproduktion von ausdifferenziertem Wissen erspart bleiben?
- Sind die Paradigmen der Sozialarbeitswissenschaften nicht eher theoretische Perspektiven, die eine Tendenz deutlich machen?
- Leidet die abendländische Wissenschaftstradition an ihrem eigenen Schatten, der zwar siegreich ist, aber auch zerstörerisch?

Ein metatheoretischer Vorschlag muss sich diesen Fragen stellen und sollte ein paar Anstöße geben können, die einen Weg zu möglichen Antworten aufzeigen.

# Teil I Die Matrix des abendländischen Schattens

## 1. Annäherung: Inhalts- und Beziehungsebene

In der menschlichen Kommunikation gibt es die bekannte Unterscheidung zwischen Inhalts- und Beziehungsaspekt. Über den Inhaltsaspekt werden Informationen sprachlich übermittelt. In der Regel erreichen sie das Bewusstsein des Adressaten. Über den Beziehungsaspekt wird eine Botschaft gesendet, die durch Tonfärbung, Tonfall, Mimik und Gestik ausdrückt, wie die sprachlichen Informationen aufzufassen sind. Dieses „Wie“ erreicht das Bewusstsein nicht oder diffus. Es beschreibt die Beziehungen der Gesprächsteilnehmenden (vgl. z. B. Watzlawick u. a. 1974, 55ff).

Diese Unterscheidung soll hier nicht referiert, es soll an sie erinnert werden. Wir kennen alle das Spiel zwischen „Was“ und „Wie“ aus dem Alltag bis hin zu höchsten Stellen aus der Politik. Über „Wie“ wird das „Was“ unterstrichen, relativiert oder in sein Gegenteil verkehrt. Offensichtlich haben wir es mit einem Dilemma zu tun, das durch das soziokulturelle Milieu, in dem wir leben, bedingt ist. Inhaltliche Ansprüche, Erfordernisse vom Außen, Wünsche nach Beziehung und Ausdruck des Innen stehen oft im Widerspruch, ein Feld der Täuschung und Selbsttäuschung und ein Feld vieler Fantasien, deren Realität in der Regel nicht überprüft wird. Alle Kunst – wenn sie gut ist – arbeitet an der positiven Vermittlung dieses Widerspruchs. Ihr wird ein soziokulturelles Reservat zugestanden. Im „normalen“ Leben gelingt diese Vermittlung oft nicht.

Wenn ein Kind das Licht der Außenwelt erblickt, beginnt vom Außen her ein Prozess, der Nichtgewünschtes blockiert und Gewünschtes fördert. Durch Bestrafung und Belohnung in großer Variationsbreite werden Wege zugesperrt und Wege vorgeschrieben. Jede Sozialisation ist auch Repression. Es entsteht ein intrapsychischer Druck, der Widerstand erzeugt und der gebrochen wird. Die Transformation der Widerstandskraft in Leistung des vom Außen Gewünschten erzeugt die Normalität. Gelingt die Transformation nicht, ist möglicherweise die Wurzel für Devianzen gelegt. Das übliche Ergebnis der Sozialisationen und Enkulturationen ist zumeist ein individueller Kompromiss zwischen Anpassung und Ausdruck der je eigenen Innerlichkeit. Dieser Kompromiss kann aber auch durch äußere Ereignisse und Erfahrungen entgleisen oder zerbrechen. Jeder Mensch nimmt von Kind auf die Ungereimtheiten, Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten der ihn umgebenden Wirklichkeit wahr. Ist er zum Glück wach und neugierig geblieben, ist der Kompromiss gefährdet. Die eigene Wahrnehmung gegen den Anpassungsdruck durchzusetzen, ist ein sehr schwieriges Unterfangen, das oft

scheitert. Ist die Erinnerung daran vielleicht ein Grund, sich für das Studium der Sozialarbeit zu entscheiden? Ist es eine frühe Ahnung davon, dass sich in Devianzen der Schatten unseres soziokulturellen Milieus abbildet?

Ich schließe mich in den folgenden Darlegungen der Unterscheidung zwischen Inhalts- und Beziehungsaspekt an, erweiterte jedoch diese Begriffe. Sie sind nicht naturhafte Modi menschlicher Kommunikation, sondern Ausdruck der Spaltung abendländischer Kultur und der sich daraus entwickelten Gesellschaften. Abendländische Kultur und Gesellschaft treten tendenziell als Überich bzw. Elternlich oder oktroyiertem Gewissen auf und schränken damit die Lebendigkeit des Selbst und seiner Beziehungen zu den Menschen ein. Wissenschaft beansprucht, die neuzeitliche Letztbegründung dieses Zustandes zu sein. Aus diesen Gründen – der Ausdruck „Aspekt“ ist viel zu schwach für eine so grundsätzliche Unterscheidung – spreche ich von Inhalts- und Beziehungsebene.

**Sozialarbeitswissenschaft** muss versuchen, in dieser dilemmatischen Konstellation Stellung zu beziehen.

## 2. Spaltung als generelle soziokulturelle Grundtendenz

Wie ich schon in der Einleitung ausführte, kann sich Sozialarbeitswissenschaft nicht einfach an zeitgenössische Theorien ankleben, sondern muss aus der abendländischen Kultur und aus ihrer wissenschaftlichen Entwicklung heraus analysieren, warum ihr Gegenstand, die Exklusion von Menschen, eine bisher nicht zu vermeidende Tatsache ist. Aus diesem Grund folgen jetzt einige philosophische Anmerkungen.

Karl Jaspers hat in seiner sehr beachteten Schrift „Vom Ursprung und Ziel der Geschichte“ (1955) seine Vorstellungen von einer Achsenzeit, die er zwischen 800 und 200 v. Chr. datiert, dargelegt. In dieser Zeit entstehen die großen geistigen Konzeptionen, die bis heute die Kultur der Menschheit bestimmen und von ihr als eine Art Erwachen der Menschheit gefeiert wird. »Es begann der Kampf gegen den Mythos von Seiten der Rationalität und der rational geklärten Erfahrung (der Logos gegen den Mythos) ... Diese gesamte Veränderung des Menschseins kann man Vergeistigung nennen. Aus dem unbefragten Inneseins des Lebens geschieht die Lockerung, aus der Ruhe der Polaritäten geht es zur Unruhe der Gegensätze und Antinomien. ... Es geschah in der Achsenzeit das Offenbarwerden dessen, was später Vernunft und Persönlichkeit hieß.« (vgl. Jaspers 1956, 15-17). Dieser kurze Hinweis auf Jaspers soll andeuten, wie emphatisch die Entwicklung von Rationalität und Logos als nicht mehr hinterfragbarer Urknall der vernünftigen Welt des Menschen bis zur Gegenwart gefeiert wurde. Blicken wir auf die europäische Spielart dieses Urknalls – Europa ist unsere a-

bendländische Heimat und als globaler Sieger maßgebend – blicken wir also auf die griechische Philosophie, so tritt auch neben der Geburt der Vernunft eine dunkle Seite in den Blick. Einige wenige Hinweise und Beispiele für diese wenig beachtete Tendenz sollen im Folgenden aufgezeigt werden.

Der Beginn des abendländischen Urknalls fand statt in den griechischen Kolonien rund um die Küsten des Mittelmeeres. Die griechischen Eroberer waren als Händler, Baumeister, Architekten, Fabrikanten und Landbesitzer reich geworden. Sie standen gewissermaßen direkt und sicher im „vollen Leben“. Auf diesem Hintergrund und in der Begegnung mit den in fremden Kulturen gesammelten Erfahrungen begannen sie, über den normalen Alltag hinaus, neugierige Fragen an die Welt zu stellen. Sie begannen zu philosophieren. Sie fragten nach dem Wesen des Seins und dem Urstoff, aus dem alles Seiende hervorging (z. B. Wasser, Luft), sie fragten nach der Form der Dinge und wie Stoff und Form zusammenhängen. Sie fragten, wie sich alles stets verändere (Feuer). Mythische Welterklärungen hatten ausgedient, der Logos, die Vernunft wurde Richtschnur und Maßstab. Man suchte hinter dem sinnlich Wahrgenommenen nach einem rationalen Verständnis der Welt. Es begann eine Spaltung zwischen konkreter Lebendigkeit und abstrakter Geistigkeit. Das Konkrete wurde Schein und das wahre Wesen der Welt konnte nur im abstrakten Denken, in kritischer Reflexion erfasst werden. Es bildete sich der Anspruch heraus, dass im Denken das Sein exakt nachgebildet werden könne. Der Versuch, einen einzigen Urstoff festzustellen, aus dem sich alles andere entwickelt hatte, zeitigte Folgen: jeder einzelne dieser Entwürfe schloss alle anderen rigide aus.

Nicht nur nach außen richtete sich das Fragen, sondern auch nach innen: die menschliche Seele wurde erforscht. „Erkenne dich selbst“ wurde der Leitspruch, der zu der Überzeugung führte, dass die unergründlichen Tiefen der Seele gebändigt werden müssten.

Über ethische und soziale Standards wurde nachgedacht. Das Innere des Menschen wurde als formbar entdeckt: das rational denkende Bewusstsein begann die Kolonialisierung von Gefühl und Körper. Obwohl Sokrates der Rationalität des Menschen zutraute, die Anlage des Guten in sich zu tragen, führte er die Spaltung weiter, die als dominante und durchgängige Linie deutlich wird. Das zeigt ein längeres Zitat aus Platons Phaidon (1983, 34ff), in dem er seinen Lehrer Sokrates mit Simmias diskutieren lässt:

„Ich rede nun von all diesen Dingen wie Größe oder Gesundheit oder Kraft, mit einem Wort, von allem übrigen, was ein jedes seinem Wesen nach sein mag. Kann mit Hilfe des Leibes ihr eigentlich wahres Wesen erkannt werden? Oder ist es so, dass der unter uns der Erkenntnis der Dinge am nächsten kommt, der am

schärfsten und am genauesten über das nachzudenken sich anschickt, was er erkennen möchte.“

„Gewiss“

„Und das kann doch wohl der am reinsten tun, der am meisten nur mit dem Denken an jedes Ding herantritt und der dabei weder die Augen zu Hilfe nimmt noch irgend ein anderes Sinnesorgan beim vernünftigen Überlegen beizieht, sondern einzig und allein mit dem reinen Nachdenken ein jedes Ding ganz in seiner Wesensart erfassen will, möglichst ohne Augen und ohne Ohren, sozusagen ganz ohne den Leib, weil der Leib die Seele verwirrt und sie die wahre Erkenntnis nicht erlangen lässt, solange er mit ihr Gemeinschaft hat. Simmias, wird nicht der, wenn überhaupt einer, das Seiende erfassen?“

„Ja, Sokrates, was du sagst, ist über alle Maßen richtig“ gab Simmias zur Antwort.

„Auf Grund von alledem“, fuhr jetzt Sokrates fort, „müssen nun doch die echten Philosophen zu dieser Antwort kommen und zueinander etwa folgendes sagen: „Es scheint uns doch ein gewisser Ausweg weiter zu führen: Solange wir nämlich beim Forschen neben dem reinen Denken noch den Leib gebrauchen und solange unsere Seele mit diesem Übel vermengt ist, werden wir das, wonach wir begehren – nämlich die Wahrheit – niemals recht erlangen. Unendlich viele Schwierigkeiten bereitet uns der Leib schon wegen der Notwendigkeit seiner Ernährung; wenn erst noch irgendwelche Krankheiten dazu kommen, dann hindern auch sie unsere Jagd nach dem Seienden. Aber auch mit Liebesverlangen, mit Begierden, mit Furcht, mit allerlei Illusionen und mit mancherlei Torheit erfüllt uns der Leib, so dass er uns, wie man mit Recht zu sagen pflegt, ja wirklich gar nicht zur Vernunft kommen lässt. Auch Kriege und Aufstände und Schlachten haben keine andere Ursache als den Leib und seine Begierden. Wegen des Gelderwerbs nämlich entstehen alle Kriege; Geld aber müssen wir erwerben, des Leibes wegen, indem wir seiner Pflege dienstbar sind; und darum haben wir aus all diesen Gründen keine Zeit mehr für die Philosophie. Das Schlimmste von allem aber ist, dass uns der Leib auch dann, wenn er uns Zeit lässt und wir uns irgend einer Betrachtung hingeben, mitten im Suchen immer wieder stört und verwirrt und erschreckt, so dass es seinetwegen nicht möglich ist, das Wahre einzusehen. Vielmehr ist uns in der Tat bewiesen, dass wir uns, wenn wir von irgend etwas die reine Erkenntnis erlangen wollen, von ihm losmachen und allein mit der Seele die Dinge an sich betrachten müssen. Das, wonach wir verlangen und als dessen Liebhaber wir uns ausgeben, der vernünftigen Einsicht nämlich, das wird uns offenbar erst dann zuteil werden, wenn wir gestorben sind, wie diese Untersuchung zeigt, nicht aber im Leben. Denn wenn es nicht möglich ist, in Verbindung mit dem Leibe irgend etwas rein zu erkennen, so bleibt nur eines von beiden: Entweder können wir das

Wissen überhaupt nicht erlangen oder erst nach unserem Tode. Dann wird die Seele ganz für sich sein, getrennt vom Leibe, vorher aber nicht. Und solange wir leben, werden wir offenbar in dem Maße dem Wissen am nächsten kommen, als wir mit dem Leibe möglichst wenig verkehren und keine Gemeinschaft mit ihm haben, so weit es nicht unbedingt notwendig ist, und uns von seiner Natur nicht erfüllen lassen, sondern uns von ihm rein halten, bis Gott selbst uns von ihm löst. Und so, rein und von der Unvernunft des Leibes befreit, werden wir dann wohl unter gleichartigen Wesen leben und durch uns selbst die ganze reine Wahrheit erkennen; und das ist dann wohl das wirklich Wahre. Denn ein Unreiner darf Reines wohl nicht erfassen.“«

Sokrates begründet, dass die wirkliche Reinigung erst im Tode erfolgt, dass die Vorbereitung dazu sei, im Leben die Seele so viel als möglich vom Leibe zu trennen. Er fragt: »... gerade das ist doch ihr Bestreben, die Loslösung und Trennung der Seele vom Leib oder nicht?« (ebd.)

Die großen Erfolge der abendländischen Kultur bestreite ich nicht. Sie sind ausreichend gefeiert worden. Die Schatten dieser Kultur jedoch müssen von der Sozialarbeitswissenschaft ausgeleuchtet werden, denn sie sind möglicherweise die Ursache von Scheitern, Ausgrenzung und Devianz, also dafür, dass es Sozialarbeit geben muss. Vorausschickend möchte ich sagen, dass ich später dem Körper und dem Gefühl des Menschen eine wichtige Funktion beim Erkennen, Denken und Werten zumesse. Ich erwähne das an dieser Stelle, weil ich in Bezug auf die obigen Skizzen und den platonischen Text an ein Gefühl appelliere. Löst diese Denunzierung des Lebens, ja Feier des Todes, nicht tiefes Erschrecken aus? Um zur reinen Wahrheit zu gelangen, muss Körperlichkeit und damit auch Sinnlichkeit und Gefühl verlassen werden! Ist diese Spaltung ein Grund für gesellschaftliche Spaltungen in hierarchisierte Schichten/Klassen und Exklusionen verschiedenster Art? Hat diese Todeslust eine Spur, die bis Auschwitz führt? Wer bei diesen Fragen erschrickt, sollte erwägen, Gefühle als ein Apriori für Erkenntnis zu begreifen.

Platon systematisiert die Spaltung in seiner Philosophie, was er in seinem bekannten Höhlengleichnis veranschaulicht (7. Buch der Politeia). Die Menschheit ist in ihrer „normalen“ Verfasstheit gefesselt in einer Höhle und starrt auf eine Wand, auf der Schatten von Gegenständen aus der sinnlich-konkreten Welt zu sehen sind. Sie sind die Abbilder von tatsächlichen Gegenständen, die hinter den Menschen vor einem Feuer entlanggetragen werden. Da sie so gefesselt sind, dass sie sich nicht umdrehen können, halten sie diese für die Wirklichkeit. Nur das Verlassen der Höhle würde die Wahrheit offenbaren. Das scheint nur die Philosophie (bzw. die Wissenschaft) zu können. Die wahrnehmbare Welt ist Schein. Die wahre Sonne scheint nur in einer immateriellen Welt. Sind die gefesselten Menschen



hinters Licht geführt? Wer hat sie geführt? Ziel ist Geist, der von solcher Kontamination befreit ist, ein vom Spüren der Lebendigkeit befreites Abstraktum.

Aristoteles fragt im ersten Kapitel des vierten Buches der Metaphysik: »Was ist das Seiende, insofern es ist?« Diese ganz entscheidend unsere abendländische Tradition begründende Frage beschreibt den Moment, als die Trennung in Sein und Nichts festgelegt wurde. Das Denken fragt nach dem Seienden unter dem Aspekt, ob überhaupt etwas da ist. Es richtet damit den Blick auf das, was allem Sein abgeht, auf das Nichts. Wenn Aristoteles auch die Ganzheit in den Blick nehmen wollte, so ist sie doch eine geschiedene Ganzheit: Sein und Nichts. Alle Ontologie hat diese Spaltung im Anschluss daran nicht in Frage gestellt. Das verneinende Wort „nicht“ wurde ein Substantiv, das „Nichts“. Diese Substantivierung und Hypostasierung legte das abendländische Denken fest. Es gibt Zusammenballungen von Energien, die uns als Gas, feste Materie oder Strahlung erscheinen. Es gibt scheinbar leeren Raum, der möglicherweise gar nicht leer ist, es gibt gekrümmten Raum, es gibt Zeit, die schnell und langsam abläuft. In diesen Medien bewegt sich das Stoffliche. Es gibt Anwesenheit und Abwesenheit, es gibt Vergangenes und Zukünftiges, also „nicht mehr“ und „noch nicht“. Aber gibt es das Nichts?

Ich unterbreche den Gedankengang mit dieser Frage, um eine Anmerkung zu machen: Ich setze den Text eine Weile nur mit Fragen fort. Sie drücken aus, wie groß die Zweifel an den abendländischen Gewissheiten sind. Solche Fragen zu beantworten, kann nur ein Diskurs leisten, aber sie sollten gestellt werden, weil in die Schatten hinein zu fragen ureigenste Aufgabe der Sozialarbeitswissenschaft ist. Antworten, die ein Einzelner gibt, können nur Anregungen sein, die auf Diskurs warten.

Wenn es ausschließlich Energie gäbe in unterschiedlichsten Formen, die Abstand – Raum – braucht, um feststoffliche Materie zu werden, die ein All erfüllte, außer dem es nichts gäbe, also auch kein Nichts, dann wäre die Abspaltung eines Nichts eine Fiktion. Was hätte diese Vorstellung für Folgen? Ist die Konstruktion des Nichts eine Nachbildung des leeren Raums? Ist das eine Gleichsetzung mit Tod, mit absoluter Auflösung? Ist die rasende Angst vor dem Nichts der Grund für die Suche nach ontologischer Stabilität, festen Ordnungssystemen und für die Flucht vor allem Fluiden? Ist das ursprüngliche, unverletzte Gefühl die unmittelbare Evidenz für ein Sein ohne ein Nichts? Hat das Intelligible das Nichts erfunden? Was hätte es für Folgen, wenn es diese Erfindung als solche entlassen müsste? Sind diese Spaltungen, diese „Gegensätze und Antinomien“, die keine Übergänge, kein Zwischen mehr haben, auch verborgene Belastungen des kulturellen Gedächtnisses des Abendlandes bis in die Gegenwart? Herrschaft des abstrakten Rationalen über das sinnlich Spürbare, die vermeintliche Irrationalität? Sind die

Desaster des vergangenen Jahrhunderts eine Folge dieser Grundkonzeption? Ist die Beherrschung der Natur, die ungebremst in Zerstörung übergegangen ist, ein Abkömmling der Denunziation des Körpers, der dem denkenden Bewusstsein die nächste Begegnung zur Natur ist?

Die kirchliche Körperfeindlichkeit, die sich damit verbündete, tat ein Übriges. Allerdings dürfen die griechischen Begründer dieser Tradition nicht verteufelt werden. Sie wollten vom Mythischen, das nicht unvernünftig, aber nicht begrifflich war, befreien. Im Mythos waren erzählte Bilder zusammengefasst, die dem Volk imaginierten, was es zu denken und zu tun hatte. Götter, Welt- und Menschenbilder wurden gläubig vermittelt, ohne sie einer reflexiven Kritik zu unterziehen. Dem wurde nun reines Denken, klare Begrifflichkeit und luzide Argumentation entgegengesetzt. Es entstand, was wir heute Vernunft nennen. Um sie zu etablieren, mussten die Spaltungen erfolgen. Aber sie hatten Nebenwirkungen, die uns bis heute prägen.

Zu Beginn der Neuzeit drückte Descartes in seinem „cogito ergo sum“ dieses Spaltungsparadigma noch einmal klar aus und führte es weiter. Er unterschied zwischen der „res cogitans“, dem denkenden Ding (nicht materiell, raumlos) und der „res extensa“ (materiell, ausgedehnt). Wichtig ist dabei, dass dem Subjekt, das in der „res cogitans“ zum Ausdruck kommt, in der „res extensa“ sowohl der eigene Körper wie auch die gesamte Welt gegenübersteht, also alles außerhalb der „res cogitans“ Objekt ist.

Leibniz formulierte eine unglaublich komplizierte Konstruktion einer Monadenlehre, in der Raum und Körper für die Menschen Wirklichkeit sind, aber sie existieren nicht an sich. Welche rationalen Anstrengungen unternommen werden müssen, um die Herrschaft der körperlosen Instanz zu sichern! Die hierarchisierten Monaden repräsentieren jede für sich in abgestufter Form die Vielfalt der Welt, sind aber fensterlos, also eigentlich kommunikations- und empathieunfähig. Ihr Zusammenwirken ist durch eine prästabilisierte Harmonie von Gott apriori geregelt. Bergen solche rationalen Erklärungen der Welt in ihrer Abstraktheit eine Gewalttendenz, weil sie den direkten Zugang zur Wirklichkeit verloren haben, da die Wahrnehmungen über Körper und Gefühl keine Bedeutung haben?

In Rousseau's Discours von 1750 regte sich entschiedener Widerstand, der sich jedoch in einer Umkehrung ausdrückte: eine totale Kritik, die alle Wissenschaften und Künste als Degenerationserscheinungen brandmarkte. Die Natürlichkeit des Menschen solle wiederhergestellt werden. Wenn auch diese naive Umkehrung die Spaltung nicht aufhebt, so zeigte doch die starke Resonanz, die Rousseau's Plädoyer auslöste, dass hier eine tiefe Sehnsucht der Menschen angesprochen wurde.

Im 19. Jahrhundert wird gleichfalls Widerstand artikuliert. Schopenhauer (1924, 112) schreibt: »Die Teile des Leibes müssen deshalb den Hauptbegehungen, durch welche der Wille sich manifestiert, vollkommen entsprechen, müssen der sichtbare Ausdruck der selben sein; Zähne, Schlund und Darmkanal sind der objektivierte Hunger; die Genitalien der objektivierte Geschlechtstrieb; die greifenden Hände, die raschen Füße entsprechen dem schon mehr mittelbaren Streben des Willens, welches sie darstellen.« Für Schopenhauer ist der Wille die absolute, unvernünftige Grundlage und Triebfeder der Welt. Der Wille manifestiert eine Begierde und schafft sich die entsprechenden Werkzeuge über den Körper bis zum Geist. Die Ganzheit des Menschen bleibt aufgelöst, nur umgekehrt: der Körper ist dem Geist vorgeordnet! Widerstand zeigt sich hier zunächst als Umkehrung.

Nietzsches Konzeption des Übermenschen rückte ebenfalls den Körper in den Mittelpunkt. »Dein Leib ist eine große Vernunft, eine Vielheit mit e i n e m Sinne, ein Krieg und ein Frieden, eine Herde und ein Hirt. Werkzeug deines Leibes ist auch deine kleine Vernunft, mein Bruder, die du ‚Geist‘ nennst, ein kleines Werk- und Spielzeug deiner großen Vernunft« ( Nietzsche 1957, 27). Auch hier wird die Spaltung zunächst umgedreht. Aber im Konzept des „Übermenschen“ ist der Versuch angelegt, die Ganzheit des Menschen zurückzugewinnen.

Husserl erläuterte, wie der naiv in die Welt hinein lebende Mensch zum wissenschaftlichen Forscher wird: »Nennen wir das natürlich in die Welt hineinverfahrende und sonstwie hineinlebende Ich an der Welt interessiert, so besteht die phänomenologisch geänderte und beständig so festgehaltene Einstellung darin, dass sich eine Ichspaltung vollzieht, in dem sich über dem naiv interessierten Ich, das phänomenologische als uninteressierter Zuschauer etabliert. Dass dies statthat, ist dann selbst durch neue Reflexionen zugänglich. ...« (Husserl 1950, 73).

Einige zeitgenössische Ansätze versuchen, die Spaltung von denkendem Bewusstsein, Körper und Gefühl aufzuheben. Darauf wird später eingegangen. Festzuhalten bleibt zunächst, dass diese Spaltungen des Menschenbildes in einen vernünftigen und einen unvernünftigen Teil Folgen hatte: das denkende Bewusstsein wurde von der praktischen Tätigkeit getrennt und der Mensch insgesamt von der Natur. Das dominante, denkende Bewusstsein muss als die Instanz der Vernunft die gesamte Irrationalität im Griff halten; dies ist die Grundstruktur der abendländischen Konzeption.

Kehren wir noch einmal zu Jaspers' Feier der „Vergeistigung“ als Merkmal der Achsenzeit zurück. Große Zeitalter begründende Konzeptionen, wie er sie dort aufzeigt, sind zu einem Teil große Durchbrüche, zum anderen Teil sind sie die

Formulierung des Abschlusses einer langen Entwicklung, gewissermaßen ihre Kodifizierung, ihr Siegedokument. Folgt man diesen Überlegungen, so ist der Urknall des Abendlandes auch die Formulierung des Patriarchats. Die „Unruhe der Gegensätze und Antinomien“, die Spaltungen sind zu einer allgemeinen Denkstruktur geworden. Ist das ein sichtbares Kennzeichen für die Rollenspaltung der Geschlechter?

Es stellt sich also die Frage, ob hinter unserem Denken – auch dem wissenschaftlichen Denken – eine präreflexive Instanz steht, die uns zwanghaft in Spaltungen denken lässt und andere Möglichkeiten zumeist ausschließt. Sie würde nur ein „Entweder-Oder“ gelten lassen. Das wäre eine Dressur, die alle zivilisatorischen und kulturellen Werte zu einem Phänomen macht, unter dessen Oberfläche eine gegenteilige Wirkungsmacht aktiv ist. Versuchen wir, uns ihren Dressaten anzunähern.

### 3. Die Dressate, die menschliche Beziehungen regeln

#### 3.1 Das Dressat Rivalität

Stellen wir uns für einen Moment vor, die europäisch-abendländische Kultur sei eine Person, die sich mit der Frage in Supervision begeben würde, warum neben ihres unbestreitbaren Erfolgs, ihrer inhaltlichen Überlegenheit und ihres globalen Sieges so viel Desaster eingetreten ist. Wo ist der blinde Fleck? Supervision kann man auch mit Übersicht übersetzen. Die angenommene Person würde entdecken, dass ihr Denken im Kern aus Gegensätzen konstruiert ist, Abgrenzungen, die sich ignorieren, bekämpfen, zu vernichten suchen. Vorsichtig soll das als eine Tendenz bezeichnet werden, die jedoch starke Evidenz hat. Verlassen wir die angenommene Person und schauen uns das übersichtlich an. Die vorgestellten Gegensatzpaare sind unvollständig, nicht geordnet, radikal und zugespitzt gegeneinandergesetzt. Sie können durch viele weitere Beispiele ergänzt und ausdifferenziert werden. Mir kommt es hier lediglich darauf an, eine Tendenz aufzuzeigen: den sich in Gegensätzen strukturierenden Geist des Abendlandes.

Jenseits – Diesseits	Norm – Subversion	Besonderes – Allgemeines
Materialismus – Idealismus	Innenwelt – Außenwelt	Richtig – Falsch
Kultur – Natur	Körper – Seele	Rationalität – Gefühl
Wesen – Erscheinung	Wollen – Sollen	Praxis – Theorie
Erfolg – Ausgleich	Beziehung – Inhalt	Prinzip – Neugier
Laie – Experte	Eroberung – Geborgenheit	Subjektivität – Objektivität
Integration – Selektion	Begriff – Bewegung	Sieg – Dialog
Konkretion – Abstraktion	Reflexion – Intuition	Passiv – Aktiv
Tendenz – Absolutheit	Kolonialisierung – Empathie	Gespür – Logik
Fürsorge – Gerechtigkeit	Ich – Andersheit	Geist – Materie

Gegensätze kapseln sich gegeneinander ab, streiten um den Sieg und verleihen intern ihren Protagonisten Geborgenheit. Das Andere ist immer Bedrohung, wodurch eine Tendenz zum Fundamentalismus freigesetzt wird, der Kriegerisches begründet. Die Spaltungsstruktur, die in allen Objektivationen abendländischer Zivilisation und Kultur, auf allen Makro-, Meso- und Mikroebenen bis hin zu

intrapyschischen Vorgängen wirkt, zeigt sich als Rivalität auf der Beziehungsebene: die Tradierung des Darwinschen Kampfs ums Dasein im Humanen.

Der Begriff Rivalität stammt aus einer Zeit, in der die Menschen, um das Überleben zu sichern, sich gegenseitig das notwendige Wasser für ihre Felder aus dem gemeinsamen Fluss abgruben (engl: river). Diese Notwendigkeit ist nachzuvollziehen. Aber die Fortsetzung der Rivalität als Beziehungsprinzip, gewissermaßen als Krypta unter der Helle einer Kultur und Zivilisation, wirkt sich als Schatten aus. Die Abspaltung des Ich (bzw. des Wir) vom potenziell immer feindlichen Anderen wird in aller Sozialisation und Enkulturation als latenter Dressurakt fortgesetzt und zementiert, eine Beziehungsstruktur, die letztlich nur als Begriffspaar „Sieg-Niederlage“ (Loser or Winner) beschrieben werden kann. In diesem Sinne sind Begriffe wie „Dualismus“ oder „Dialektik“ als Euphemismen für kriegerische Rivalität auf allen Ebenen menschlicher Berührungen zu verdächtigen. Ein undressierter Blick auf die globalen Verhältnisse und unsere nationalen sozialen Zustände zwischen shareholder value und Hartz IV, zwischen brauchbarem und unbrauchbarem Humankapital, scheint das zu bestätigen.

### 3.2 Das Dressat Hierarchie

Die Betrachtung der oben ausgeführten Rivalitätspaare unter dem Aspekt „Sieg oder Niederlage“, also was ist eher oben bzw. unten anzusiedeln, ergibt folgendes Bild:

Jenseits	Norm	Allgemeines
Diesseits	Subversion	Besonderes
Idealismus	Außenwelt	Richtig
Materialismus	Innenwelt	Falsch
Kultur	Seele	Rationalität
Natur	Körper	Gefühl
Wesen	Sollen	Theorie
Erscheinung	Wollen	Praxis
Erfolg	Inhalt	Prinzip
Ausgleich	Beziehung	Neugier
Experte	Eroberung	Objektivität
Laie	Geborgenheit	Subjektivität
Selektion	Begriff	Sieg
Integration	Bewegung	Dialog
Abstraktion	Reflexion	Aktiv
Konkretion	Intuition	Passiv
Absolutheit	Kolonialisierung	Logik
Tendenz	Empathie	Gespür
Gerechtigkeit	Ich	Geist
Fürsorge	Andersheit	Materie

Die Spaltung in Rivalitätspaare wandelt sich hier in eine „Sieg-Niederlage“ Spaltung. Die siegenden Rivalitätsglieder entziehen sich dem kräftezehrenden Kampf durch Aufbau von Hierarchie. Herrschaft wird als weiteres Dressat aus dem Darwin’schen Repertoire entliehen und in den Objektivationen des abendländischen Geistes versteckt, ontologisch befestigt. Das Andere, das bedrohlich für die eige-

ne Position ist, konnte so in Schach gehalten werden. Hierarchisierung wird als weiteres Dressat ebenfalls auf allen Makro-, Meso- und Mikroebenen durchgeführt und eingeübt. Selbst die intrapsychischen Strukturen zeigen, wie das arme Ich wie eine Billardkugel zwischen den Banden eigener Impulse, dem Überich und entsprechender äußerer Realität hin und her geschossen wird. Die oktroyierten Normen übernehmen die Herrschaft und regulieren Einstellungen und Verhalten. Verstöße werden in unterschiedlichen Weisen bestraft. Hierarchie ist nicht nur eine einfache Gliederung von Oben und Unten, sondern verläuft in einer abgestuften Form mit vielen Zwischengliedern nach unten. An der Spitze der Hierarchie ist die Macht am größten, nimmt stufenweise nach unten ab, bis sie an den untersten Stellen kaum noch wahrnehmbar ist. Je mehr Macht, desto größer wird die Angst sie zu verlieren. Wenn auch die Absichten der Mächtigen zunächst auf der Inhaltsebene durchaus von Idealen durchdrungen sein können, die Angst ist das Tor, durch das die Dressate eindringen: Wer die Macht ergriffen hat, wird Zug um Zug von ihr ergriffen. Er kann niemandem mehr vertrauen und wird zum Gegenteil seiner ursprünglichen Absichten. Seine Ideale werden Tara, bloße Verpackung. Demokratie hat diese Transformationen zu verhindern versucht, aber die Dressate setzen sich gut legitimiert immer durch. Das ist auch in Bildung und Wissenschaft so. Dazu ein Beispiel:

Obwohl es lange bekannt ist, dass die zentralen Weichenstellungen über Kognitions- und Reflexionsvermögen in frühester Kindheit gestellt werden, beginnt die Erziehung durch Laien (unbezahlte Eltern), über schlecht bezahlte Erzieherinnen im Kindergarten, über weitere Stufen bis zu den Universitäten, deren Personal das größte Ansehen und die beste Bezahlung hat. Das wird meistens mit Elitebildung begründet und selbst innerhalb der Universitäten wird z. Zt. noch einmal eine besondere Elite geschmiedet. Es fragt sich aber, ob die Elite, wie es von ihr selbst immer verkündet wird, die Versammlung der Besten ist, oder ob es diejenigen sind, die die Dressate am besten verinnerlicht haben und anzuwenden verstehen. Dann müsste die Definition heißen, dass zur Elite diejenigen gehören, die oben sind. Aber: Die Dramen, die auf der Beziehungsebene geschehen, werden auf der Inhaltsebene rationalisiert.

Rivalität und Hierarchie werden in ihrem Bestand durch zwei normative Regeln gesichert: Richtig und Falsch – Gut und Böse. Jeweils das erstere ist Sieger und oben. Beides sind Karten in einem Spiel, die sich in der Aufrechterhaltung der Dressurakte und entsprechender Figurationen der Gesellschaften ergänzen, zeitweise gegeneinanderstehen oder auch wechselseitig als Joker eingesetzt werden. Es geht nicht darum, dass diese normativen Regelungen abgelöst werden müssen, es geht darum, dass selten ihr ideeller Wert gilt, und dass in ihnen die latenten Dressate opportun wirksam sind. Um das sicher und unumkehrbar zu machen, werden sie an Sexualität und Liebe gebunden.



### 3.3 Das Dressat Sexismus

Betrachtet man die oben angeführte Darstellung der hierarchisierten Rivalität, so fällt auf, dass tendenziell die siegreiche Position jeweils der traditionellen männlichen, die unterlegene der weiblichen Rolle zugeordnet ist.

Jenseits (m)	Norm (m)	Allgemeines (m)
Diesseits (w)	Subversion (w)	Besonderes (w)
Idealismus (m)	Außenwelt (m)	Richtig (m)
Materialismus (w)	Innenwelt (w)	Falsch (w)
Kultur (m)	Seele (m)	Rationalität (m)
Natur (w)	Körper (w)	Gefühl (w)
Wesen (m)	Sollen (m)	Theorie(m)
Erscheinung (w)	Wollen (w)	Praxis (w)
Erfolg (m)	Inhalt (m)	Prinzip (m)
Ausgleich (w)	Beziehung (w)	Neugier (w)
Experte (m)	Eroberung (m)	Objektivität (m)
Laie (w)	Geborgenheit (w)	Subjektivität (w)
Selektion (m)	Begriff (m)	Sieg (m)
Integration (w)	Bewegung (w)	Dialog (w)
Abstraktion (m)	Reflexion (m)	Aktiv (m)
Konkretion (w)	Intuition (w)	Passiv (w)
Absolutheit (m)	Kolonialisierung (m)	Logik (m)
Tendenz (w)	Empathie (w)	Gespür (w)
Gerechtigkeit (m)	Ich (m)	Geist (m)
Fürsorge (w)	Andersheit (w)	Materie (w)

Die Frauenforschung hat dieses Grundprinzip abendländisch-patriarchalischer Soziokultur deutlich herausgearbeitet. Hier einige Beispiele:

»Der Mann stellt eine Verbindung her zwischen dir und der ganzen Welt, das ist richtig – aber nicht zwischen dir und dir selbst« (Liberia della Donne 1991, 60).

»Wir erwähnten bereits, dass die Feministinnen auf eine Reihe begrifflicher Dichotomien hinweisen, innerhalb derer die aufklärerische Wissenschaft und Erkenntnistheorie konstruiert sind: Vernunft vs. Gefühl und Wert, Geist vs. Körper, Kultur vs. Natur, das Ich vs. die Anderen, Objektivität vs. Subjektivität, Erkennen vs. Sein. In jeder Dichotomie muss der erste Bestandteil die Kontrolle über den zweiten ausüben, wenn er nicht von ihm überformt werden will; und in jedem Fall scheint der zweite, bedrohliche Bestandteil systematisch mit „dem Weiblichen“ assoziiert zu werden. Feministische Theorien haben eine ganze Anzahl von Aspekten der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung nachgewiesen, aus denen sich die Entstehung weiblicher und männlicher Weltanschauungen ableiten lässt. Eine theoretische Richtung schreibt diese Weltanschauungen der Entwicklung von vergeschlechtlichen Persönlichkeitsmerkmalen zu, die aus der frühkindlichen Erfahrung von Arbeitsteilungen in der Erwachsenenwelt resultieren« (Harding 1991, 178).

»Das Nicht-Vorkommen von Frauen, die fehlende oder mindestens mangelnde Aufmerksamkeit gegenüber ihrem Dasein und ihren Lebensäußerungen wird in der Regel auf zwei Weisen begründet: entweder durch direkte Abwertung, indem frauenspezifische oder frauenbezogene Daten und Fakten für irrelevant erklärt werden oder – im Ergebnis nicht weniger diskriminierend – indem vorausgesetzt wird, dass das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln von Männern als „allgemein menschlich“ anzusehen sei, so dass das Denken, Fühlen, Verhalten und Handeln von Frauen sich davon nicht grundsätzlich unterscheidet, sondern quasi darin inkludiert ist« (Klinger 1990, 23).

»Dem Einsatz von Dialog bei der Bewertung von Behauptungen liegt eine erkenntnistheoretische Position zu Grunde, der zur Folge Verbundenheit statt Trennung eine wesentliche Komponente bei der Validierung von Erkenntnissen ist« (Collins 1989, 32).

In Sozialisation und Enkulturation wird diese sexistische Rollenteilung menschlicher Möglichkeiten als Naturhaftigkeit vermittelt und als unaufhebbares Phänomen tradiert. Es gibt zwei Sorten von Menschen, wobei die eine wertvoller ist, was zur Folge hat, dass die andere untergeordnet wird. Die Ausgestaltung der „normalen“ Lebensgewohnheiten des alltäglichen Lebens zwingt dann schon das Kind in seinen frühesten Lebensphasen, dieses Muster als naturhaft zu verinnerlichen (vgl. z. B.: Benjamin 1996, 131ff). Die „gender-studies“ zeigen auf, dass diese Rollenteilung keine biologisch festgelegte Unterschiedlichkeit ist, sondern eine historisch-kulturell generierte (vgl. z. B. Becker-Schmidt/Knapp 2000, 65ff /

Seethaler 1994, 416 f). Das bedeutet: Die Summe der menschlichen Möglichkeiten ist geteilt in zwei Hälften, wobei jedem Geschlecht nur eine zusteht. Dieses sexistische Axiom wird zur Identität, was das Überwechseln nahezu ausschließt. Die Hierarchisierung zementiert diesen Zustand, weil jede Abweichung die männliche Seite als Verlust erlebt. Dabei sind durch diese Halbierung beide – Männer und Frauen – in ihrer Menschlichkeit beschädigt.

»Die tiefste Ursache des Unbehagens in unserer Kultur ist also nicht die Verdrängung oder – nach neuester Mode – der Narzissmus, sondern die Polarisierung der Geschlechter. Viele hartnäckige Symptome dieses Unbehagens – Verachtung für die Bedürftigen und Abhängigen, Betonung der individuellen Selbstgewissheit, Ablehnung sozialer Formen der Fürsorge – sind auf den ersten Blick nicht an die Geschlechter-Struktur gebunden. Aber trotz der Tatsache, dass solche Einstellungen bei Frauen fast ebenso verbreitet sind wie bei Männern, sind sie doch eine Folge der Geschlechter-Polarisierung. Sie gehorchen dem Geist des Gegensatzes, der Freiheit gegen Fürsorge stellt: entweder Abgrenzung oder Fortdauer der Abhängigkeit, entweder Alleinstehen oder Schwäche, entweder Verzicht auf Autonomie oder das Bedürfnis nach Liebe. Zweifellos sind viele Individuen flexibel genug, weniger extreme Lösungen zu finden. Aber die Pole des Gegensatzes üben einen mächtigen Sog aus, sobald Abhängigkeit ins Spiel kommt« (Benjamin 1996, 166).

Die sexistische Spaltung lässt sich durchaus als kulturelle Neurose bezeichnen. Den Geschlechtsrollen haftet eine tiefsitzende Panik an. Die Differenz zwischen den Geschlechtern ist nicht biologisch vorgegeben, sondern das Ergebnis historischer und sozialer Festlegungen. Kein Mädchen wird als Frau geboren, sondern dazu gemacht. Kein Junge wird als Mann geboren, sondern dazu gemacht: Männer machen aus Jungen Männer. Auch eine scheinbare Gleichbewertung der Geschlechter ist in ihren tiefen Verinnerlichungen keineswegs vollzogen. Die von männlicher Rivalität und Hierarchie entwickelten sozialen und kulturellen Strukturen, die Erziehungsinhalte, Bildungsformen und die Karrierebedingungen erzeugen ein Milieu, das zutiefst patriarchalisch ist. Abzulesen ist das daran, dass anscheinend Frauen, die sich bis zu Spitzenpositionen „durchsetzen“, oft einen Genderwechsel vollziehen und männliche Verhaltensweisen übernehmen. Das ist eine listige – wenn auch traurige – Reconquista. Letztlich begründet die soziale Konstruktion der Geschlechtertrennung eine erlebensfeindliche Norm, die als kollektiver Zwang bezeichnet werden muss.

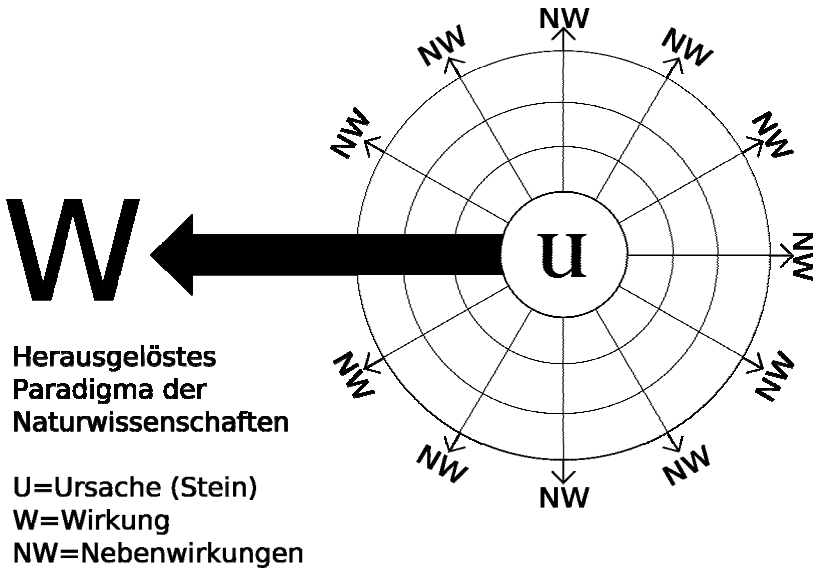
Einer der gravierendsten Abkömmlinge dieser sexistischen Spaltung ist der Rassismus.

In der Einleitung war darauf aufmerksam gemacht worden, dass die europäisch-abendländischen Sprachen in allen Erdteilen gesprochen werden. Dies ist ein Relikt des Kolonialismus und Imperialismus. Auch wenn die außereuropäischen Staaten ihre Unabhängigkeit erkämpft haben, so ist europäisches Wirtschafts-, Technik- und Staatsverständnis global dominant, wird imitiert oder kriegerisch durchgesetzt. Europäischer Geist hat dem Globus seinen Stempel aufgedrückt, er ist der globale Sieger. Dabei sind Staaten wie die USA, auch wenn sie geografisch außerhalb Europas liegen, diesem europäischen Geist zuzurechnen. Eine wesentliche Triebkraft, die zu seinem Sieg führte, ist der Rassismus. Die im Sexismus begründete familiäre Urerfahrung, es gäbe zwei grundsätzlich unterschiedliche Menschenarten – die eine wertvoller als die andere – setzte sich als ein Grundmuster durch, das sich leicht übertragen ließ. Die Folge davon war, dass das Andere – so auch andere Rassen – guten Gewissens barbarisiert, unterdrückt, ausgebeutet oder ausgerottet werden durften. Auch wenn gegenwärtig Rassismus offiziell geächtet ist, so ist das „doing rassism“ in Latenz ein wirksamer Missbrauch von Menschen. Das Dilemma des europäischen Geistes ist seine tief gestörte Balance. Er hat nach außen das Äußerste gewagt und gewonnen und nach innen das Innerste domestiziert und vielleicht verloren.

#### **4. Wirkungswissenschaften und Nebenwirkungswissenschaften**

Es gilt nun Überlegungen anzustellen, ob diese Schattenstrukturen der abendländischen Kultur und Gesellschaft sich auf die Strukturierung der sich entwickelnden Wissenschaften ausgewirkt haben. Wo wäre Sozialarbeitswissenschaft einzuordnen?

Nachdem sich das neugierig aufklärende Denken aus der mittelalterlichen Dogmatik befreit hatte, begann das wissenschaftliche Zeitalter. Zug um Zug gewannen in ihm die Naturwissenschaften als Realwissenschaften die Oberhand über die Humanwissenschaften (Wortwissenschaften). Mit dem Begriff „Humanwissenschaften“ sollen hier alle Wissenschaften bezeichnet sein, die sich mit der inneren und äußeren Situation der Menschen in ihren gesellschaftlichen, geistigen und kulturellen Lebensverhältnissen befassen. Unzweifelhaft sind die Naturwissenschaften die globale Wirkungsmacht geworden und haben die Humanwissenschaften in ihrer Bedeutung hinter sich gelassen. Die Naturwissenschaften arbeiten nach dem Prinzip „Ursache-Wirkung“: Wie funktioniert ein Naturphänomen? Daran schließt sich dann die Technik an: Wie lässt sich die erforschte Erkenntnis zu etwas Nutzbringendem verarbeiten. Daraus folgt wiederum: Wie lässt sich das technische Ergebnis vermarkten? Die Frage stellt sich dabei, ob das Paradigma dieser wissenschaftlichen Triade nur deswegen so wirkmächtig funktioniert, weil es einen realen Zusammenhang verleugnet. Ein Bild soll das verdeutlichen:



Stellen wir uns vor: ein Stein fällt ins Wasser. Um ihn herum entstehen im Wasser viele Wellenkreise. Ein Kreis hat 360°. Jeder Grad davon ist eine Wirkung der Ursache „Stein fällt ins Wasser“. Es entsteht eine Fülle von Wirkungen. Diesen Zusammenhang verleugnet die Naturwissenschaft oder nimmt ihn nicht angemessen zur Kenntnis, indem sie de facto nach einem linearen Kausalitätsparadigma arbeitet. Alle abgespaltenen Wirkungen werden zu Nebenwirkungen, die via Technik und Ökonomie unkontrolliert in die Natur, die sozialen Bedingungen und die Kultur hineinwirken. Diese Nebenwirkungen sind Gegenstand der Humanwissenschaften geworden. Sie interagieren untereinander, was eine unüberschaubare Gemengelage von Folgewirkungen nach sich zieht. (Diese Interaktionen sind in die Grafik der besseren Übersicht halber nicht aufgenommen.) Es bietet sich an, von Wirkungswissenschaften und Nebenwirkungswissenschaften zu sprechen. Auch die Bezeichnung „Realwissenschaften“ für Naturwissenschaften führt in die Irre, weil dieser Begriff zu leicht als Realitätswissenschaft verstanden wird. Unzweifelhaft haben die Naturwissenschaften die Realität der *conditio humana* in der Neuzeit beeindruckend verändert. Ihre Realitätsbezogenheit ist jedoch kurzfristig, weil sie die Folgen der schädlichen Nebenwirkungen ignoriert. Langfristig haben die Warnungen und Prognosen der Nebenwirkungswissenschaften sowie ihre sozialen und psychischen Therapieversuche einen höheren Realitätsbezug. Es ist wahrscheinlich eine existenzielle Zukunftsfrage, welcher Realitätsbegriff als der einer humanen Entwicklung angemessenerer sich durchsetzen wird. Hier kann Sozialarbeitswissenschaft eine wichtige Rolle übernehmen.

Deshalb muss eine wichtige Differenzierung vorgenommen werden, die nochmals die Unangemessenheit der Begriffe Natur- und Humanwissenschaft deutlich macht. Teile der Naturwissenschaften haben längst den Blick auf die Nebenwirkungen geworfen und sind daher den Nebenwirkungswissenschaften zuzurechnen. Teile der Humanwissenschaften benutzen ihr Wissenspotenzial, um das naturwissenschaftlich-technisch-ökonomische System zu stützen. Aus diesem Grunde ist Naturwissenschaft nicht völlig deckungsgleich mit Wirkungswissenschaft; gleiches gilt für Humanwissenschaft und Nebenwirkungswissenschaft. Die reale Trennlinie dieser Spaltung verläuft zwischen den menschliches Leben förderlichen wissenschaftlichen Entwicklungen und denen, die es potenziell bedrohen und gefährden. Im Gegensatz zu der oben skizzierten wirkungswissenschaftlichen Triade haben die Nebenwirkungswissenschaften den konsekutiven Gegenstand: die Folgen des wirkungswissenschaftlichen Sieges aufspüren, seine Bedeutungen benennen und Schäden mildern, ggf. Widerstand gegen die Despotie der Wirkungswissenschaften zu leisten. Das erstreckt sich auf ökologische, physische und psychische, soziale und kulturelle Bereiche. Diese Thematik ist so massiv in der zeitgenössischen Diskussion, dass sie an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden muss. Diese Spaltung der Wissenschaften ist ein Abkömmling der Matrix, die Rivalität, Hierarchie und Sexismus beherbergt.

Es ist in den vorangegangenen Kapiteln dargestellt worden, wie diese Abspaltung des abendländischen abstrakt-rationalen Bewusstseins in einem Herrschaftsverhältnis zu Gefühl und Körper steht, sie dressatgeleitet reguliert. Auffällig wird jetzt eine Parallele: Die wirkungswissenschaftliche Triade steht global zu den natürlichen Lebensgrundlagen der Menschen und ihren Beziehungen in dem gleichen Herrschaftsverhältnis. Es geht den Wirkungswissenschaften um die Durchsetzung ihrer Ideologie des Prinzips „Ursache-Wirkung“ in allen Bereichen, abgespalten von allen Nebenwirkungen. Der strukturelle Aufbau des abendländischen Geistes und die strukturelle Gestaltung der globalen Welt spiegeln und erschaffen sich gegenseitig.

Nebenwirkungswissenschaften unterscheiden sich grundsätzlich von den Wirkungswissenschaften. In ihnen wirkt das Prinzip „Trajekktivität“, auf das später eingegangen wird.

Die bisherige Aufspaltung der Wissenschaften in einen realwissenschaftlichen und einen wortwissenschaftlichen Teil ist auch ein akademischer bzw. hochschulpolitischer Rivalitätskampf um hierarchische Einordnung. Er verschleiert die Tatsache, dass es innerhalb der Wissenschaften oft nicht um Wissenschaft geht. Die Dressate regulieren auch hier die Beziehungen.

Eine dieser Nebenwirkungen ist die Exklusion der Menschen, die durch Ausbeutung, Überforderung und Schutzlosigkeit – gemessen an den Regulierungen der Gesellschaften – ihren Halt verlieren. Sie und alles, was zu diesem Bereich gehört, sind Gegenstand der Sozialarbeitswissenschaft. Sie ist deshalb den Nebenwirkungswissenschaften zuzuordnen, was für ihre Metatheorie eine entscheidende Bedeutung hat. Wohlgemerkt: Nebenwirkungswissenschaften sind keine Hilfswissenschaften.

## 5. Resümee

Im folgenden beziehen sich meine Überlegungen auf diesen Ansatz:

Ausgehend von der Abspaltung des Denkens, der Rationalität, des Geistes von Gefühl und Körper – das erstere das „normale“ Humanum, das zweite die scheinbare Last basalen tierischen Ursprungs – hat die europäische Kultur und Zivilisation eine Position herausgebildet, von der aus sie die Welt sezierend erforscht und beherrscht. Natur, Körper und Gefühl wurden Objekte, die „objektiv“ untersucht werden. In diesem Sinne wird erzogen, sozialisiert, geformt und geprägt. Die Matrix der Spaltung, die Dressate, sind die heimlichen Maßstäbe für das Funktionieren der „normalen“ Beziehungen. Durch alle ihnen gemäß gestalteten Strukturen und Institutionen diffundieren sie auf den Mikro-, Meso- und Makroebenen. Die Dressate haben das Zwischen ausgerottet und die entstandenen leeren Räume besetzt. Validität haben in dieser Ideologie nur das klare abstrakte Bewusstsein und seine Objektivationen.

Die Dressate bilden eine vorbegriffliche und prädiskursive Instanz. Diese ist kein amorpher Trieb, sondern ein durch soziokulturelle Dressur übernommenes Regelwerk, das vor allen Erkenntnissen und Entscheidungen wirkt. Das bedeutet nicht, dass diese Instanz nicht vom denkenden Bewusstsein begrifflich gefasst und diskutiert werden kann. Das wäre jedoch eine Wahrnehmung von außen, die Körper und Gefühl nicht erreicht, nicht verinnerlicht wird. Diese Instanz ist – gemessen an dem Ideal des abendländischen Geistes von gerechter, solidarischer und freier Gesellschaft – eine kollektive Neurose. Ist das viel gesuchte „missing link“ zwischen Affe und homo sapiens möglicherweise der Mensch?

Eines der auffälligsten Merkmale ist die große Angst, im Rivalitätskampf zu verlieren. Der Entscheidung zwischen Sieg und Niederlage wird in der Hierarchie dann Dauer verliehen. Durch Sexismus werden die menschlichen Möglichkeiten als zwei gegensätzliche Identitäten gehandelt. Sie zu wechseln, ist immer noch sehr stark von Exklusion bedroht. All das erzeugt eine grundständige, lebensbegleitende Angst, die über die tierische Furcht, dem Signal für den Überlebenstrieb, weit hinausgeht.

Offensichtlich ist das abendländische Selbstverständnis auch ein Selbstmissverständnis. Die herrschende Abstraktheit übersieht die Nebenwirkungen ihrer Objektivierungen, die Zerstörungen in den Lebensräumen und die Verstörungen in den menschlichen Beziehungen. Leben jedoch will sich spüren. Die als Feierabend, Urlaub oder in der Kunst zugestandenen Reservate reichen nicht aus, ja sie verstärken über die angebotenen Medien die Wirkungen der Dressate. Der Trugschluss der abendländischen Konzeption ist, Humanität sei, das konkrete Erleben der abstrakten Inhaltlichkeit rigide unterzuordnen. Belohnt wird sie dadurch, dass sie die effizienteste, schnellste und damit siegreichste wurde.

Aber das Ideal der abendländischen Kultur – „dem Wahren, dem Guten, dem Schönen“ hat einen Schatten.

Kehren wir noch einmal zu Jaspers' Feier der „Vergeistigung“ im griechischen „Urknall“ zurück, der für die abendländische Konzeption so maßgeblich wurde. Die Helle des Bewusstseins soll nicht rückgängig gemacht werden, aber der Schatten, den sie auf die menschlichen Beziehungen wirft, darf nicht übersehen werden. Die Tradierung der Erkenntnisse Darwins von den naturhaften Selektionsgesetzen als Matrix der menschlichen Beziehungen schafft eine *conditio animal*. Hat die Verleugnung dieses Vorganges eine Verschärfung der Aggressionsneigung trotz der Helle des Bewusstseins bewirkt? Gibt es eine spezifisch menschliche Aggressivität, die weit über die tierische hinausgeht? Desaster wie Auschwitz, Gulag, Kolonialisierung, Rassismus, Naturzerstörung, Ausbeutung, Hunger und Verschwendung scheinen dafür signifikant zu sein. Die stets auf Ausgrenzung ausgerichteten Strukturen der reichen Gesellschaften sind ein weiteres Indiz. Meine These lautet daher: Die von der Gesellschaft ausgegrenzten Menschen sind die Klientel der Sozialarbeit. Sozialarbeitswissenschaft hat den dafür verantwortlichen Schatten auszuleuchten. Sie ist eine Nebenwirkungswissenschaft.

Die bisherige Aufspaltung der Wissenschaften in einen realwissenschaftlichen und einen wortwissenschaftlichen Teil ist auch ein akademischer bzw. hochschulpolitischer Rivalitätskampf um die Spitzenposition in der hierarchischen Einordnung und den Zugang zu Ressourcen. Es ist ein Machtkampf, den die Realwissenschaften als Folge der allgemein-gesellschaftlichen Bedingungen eindeutig gewonnen haben. Das verschleiert die Tatsache, dass es innerhalb der Wissenschaften oft nicht um Wissenschaft geht. Die Dressate regieren die Beziehungen. Abgesehen davon geht es in den Wirkungswissenschaften um den Stoff, aus dem die Welt ist, wie man ihn zergliedern, technisch neu zusammensetzen und vermarkten kann. Den Nebenwirkungswissenschaften geht es um die Bedeutung, die die unkontrollierten Nebenwirkungen der Wirkungswissenschaften für das Leben der Menschen, ihr Selbstsein und ihre Beziehungen haben. Die wirkungswissen-



schaftliche Triade schreibt nämlich für ihre Produkte keine Beipackzettel mit Hinweisen auf die Nebenwirkungen.

Spaltungen haben die Eigenschaft, dass ihre Pole jeweils für sich totale Wahrheit beanspruchen. Diese blähen sich zu Ontologien auf, die nichts neben sich dulden können. Ihre Grenzziehungen gegen das ausgeschlossene Andere begründen Feindschaften. Vereinen sich ontologische Konzeptionen mit den Dressaten, sind zivilisatorische Katastrophen programmiert.

Die bisherigen Darlegungen sind keine ausdifferenzierten Beweisführungen. Sie zeigen eine Tendenz, die untersucht und ausgearbeitet werden kann. Sie versuchen lediglich den Blick dafür zu schärfen, dass Sozialarbeitswissenschaft dann auf trügerischem Boden steht, wenn sie anderen Wissenschaften vom Menschen Häppchen abschneidet, sie zusammenkleistert und für sich reklamiert oder jeder Modeströmung nachläuft. Sie hat die reale Matrix der Beziehungen, die in den Idealismen wohnt, zu entschlüsseln.

## Teil II Trajektivität und die Belebung der unvernünftigen Vernunft

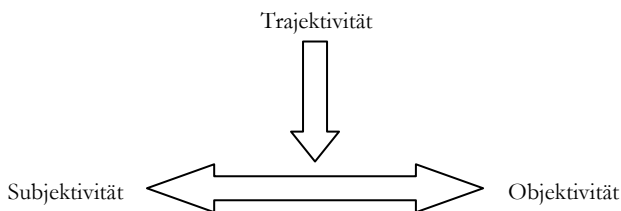
### 1. Annäherung an den Begriff „Trajektivität“

Fähren verbinden Gegenden, die durch einen Fluss oder einen See getrennt sind. Sie ermöglichen die Überfahrt von Küsten zu vorgelagerten Inseln. Fähren stellen bei Ankunft eine Verbindung her, die bei der Abfahrt zunächst wieder abgebrochen wird. Ankunft und Abfahrt bilden eine bewegliche Balance zwischen Nähe und Distanz. Fähren stellen bei Unwetter ihren Betrieb ein. Brücken auf Betonfundamenten und Tunnel, die tief durch Felsen getrieben wurden, sind jederzeit schneller zu benutzen, effektiver und stabiler. Fähren können unterschiedliche Wege gehen und verschiedene Ziele ansteuern und sich ihnen langsam annähern. Sie kehren stets in ihren Heimathafen zurück. Brücken und Tunnel sind stabil, sie sind eine Spur, auf der das Ziel mit großer Geschwindigkeit erreicht wird. Fähren sind stabile Körper in großer Fluidität.

Trajekt ist ein altes Wort für Fähre. Trajektivität fragt nach dem, was zwischen den Gegensätzen, was in dem Raum zwischen den Spaltungen ist. Sie fragt also, was zwischen den horizontalen Polen der Rivalität und den vertikalen Polen der Hierarchie ist. Sie fragt nach dem Kitt, der auf allen Mikro-, Meso- und Makroebenen die Spaltungen befestigt, u. a. nach der patriarchalischen Rollenverteilung. Sie fragt nach Differenzen und nach Übergängen. Trajektivität schließt sich nie einer Seite der Gegensätze an, sondern besucht sie. Dabei kann sie Geschenke mitbringen und tauschen. Das Bild der Fähre versinnbildlicht auch immer die baldige Abfahrt. Der Platz der Fähre ist die Bewegung zwischen Ufern. Trajektivität transportiert kein verstecktes Harmonie- oder Verständigungsbedürfnis. Zu ihr gehört das Bewusstsein, dass die Pole der Spaltungen Abkömmlinge von Angst und angsterzeugender Macht sind. Dieser Tatbestand ist den Beteiligten in der Regel kaum bewusst oder wird als naturgesetzlich hingenommen und die Geborgenheit im Anschluss an einen Pol gesucht. Deshalb respektiert Trajektivität Andersheit und den Abstand dazu, interessiert sich jedoch für Besuche und den sich daraus ergebenden Beziehungen. Trajektivität ist die neugierige, verstehende Bewegung zwischen den Spaltungen der geistig-wissenschaftlichen Tradition des Abendlandes.

Am Beispiel der rivalisierenden und hierarchisierten Begriffe Subjektivität und Objektivität soll Trajektivität noch weiter erläutert werden. Trajektivität nimmt die beiden Begriffe aus ihrer destruktiven Gegensätzlichkeit heraus, denn die

Generierung von Erkenntnis und Wissen ist eine trimorphe Handlung: subjektiv, objektiv, trajektiv.



Trajektivität wird so zu einem wissenschaftstheoretischen Begriff der Sozialarbeitswissenschaft. Er umfasst Reflexion und Handlung als einen Prozess, in dem Subjektivität und Objektivität in sich gegenseitig regulierender Korrespondenz stehen, die die jeweilige Kontextgebundenheit berücksichtigt. Wird der traditionelle Begriff Objektivität in trajektive Obhut genommen, so wird seine latente Subjektivität, seine Überholbarkeit und Relativität, deutlich. Wird der in Wissenschaften geschmähte Begriff Subjektivität in trajektive Obhut genommen, so zeigt er sich als eine Objektivität, die das Besondere vor seinem Untergang im Generellen beschützt und deshalb nicht in Schwärmerei ausarten kann.

Warum muss gerade Sozialarbeitswissenschaft sich vor der wohlfeilen Kopierung der ausgeweglosen Subjekt-Objekt-Spaltung der traditionellen Wissenschaften hüten und für sich versuchen, mit Trajektivität diese Spaltung aufzuheben? Sozialarbeit als Praxis hatte es immer mit dem homo abusus zu tun, sie war und ist immer eine Fähre zwischen den von der objektiv figurierten Gesellschaft optimal dressierten und den von ihr ausgeschlossen Subjekten: den sogenannten Depravierten, Deformierten, Devianten und Delinquenten. Sie hatte von Anfang an ein Gespür und Verständnis entwickelt, dass sich im Abseits der Gesellschaft ihr latentes Fiasko spiegelt. Sie war und ist immer eine Fähre zwischen dem ihr objektiv erteilten Auftrag und den subjektiven, anders gelagerten Bedürfnissen und Botschaften, denen sie begegnet. Sie hat eine Praxis entwickelt, die darauf gründet, dass Gefühl epistemologische Qualität hat und unabdingbarer Bestandteil von Rationalität ist. Sozialarbeit war und ist, da wo sie gut ist, schon immer trajektiv. Objektivität ist innerhalb der Aufklärung der Zugang des Menschen zu den Tatsachen, dem rationalen Umgang mit ihnen und damit der Ausgang aus verordnetem, gewohntem und falsch begründetem Denken, die Emanzipation aus Herrschaft von Menschen über Menschen und der Natur. Subjektivität wurde insoweit zugelassen, als sie diese Objektivität gegen Herrschaftsansprüche vertrat. Das hieß aber auch, dass spezifische Eigenart, körperliche und emotionale Expressivität unterdrückt und verleugnet werden muss, ja dass es geradezu das Ziel sein muss, diese Kontaminierung der Objektivität aus ihr zu entfernen. Die Welt wurde Stoff der Erkenntnis und verlor damit ihren Wert an sich. Der Mensch

wurde Maschine der Erkenntnis und verlor die Geborgenheit in der Welt. Dass dieses Weltbild in tiefster körperlicher und emotionaler Verinnerlichung in der Sozialisation und Enkulturation als männliche und sein Gegenbild als weibliche Identität durchgesetzt wurde und bis heute wird, macht das Verhängnis fast nicht auflösbar. Es sei konzediert, dass Rationalität, Objektivität und die Idee der Herrschaftsfreiheit gegen die Überflutungen durch das Gefühl möglicherweise auf anderem Weg nicht durchsetzbar gewesen wäre. Aber Welt und Menschen zu abspaltbaren Objekten der Rationalität werden zu lassen und das Denken zur Rationalitätskalkulation, ist ein Weg, den wir heute zu durchschauen beginnen und der trotz seines aufklärerischen Impetus auch ein Fiasko in sich trägt.

Trajektivität gilt nicht nur für das Gegensatzpaar „Subjektivität-Objektivität“ sondern für alle Gegensatzpaare. Was hält sich in ihrem Zwischen auf, was füllt den Raum in den Spalten der Rationalität? Wie sähen ihre Beziehungen aus, wenn die Hüter der Rationalitätsburgen Porosität als Chance zur Trajektivität begreifen und nicht ihre ganze Kraft darauf verwenden würden, sie dauernd mühsam zu verbergen? Horstmann (2003) hat das Problem des Verschwindens des Zwischen untersucht und Möglichkeiten der Freisetzung sozialer Potenziale formuliert. Das hat er nicht nur theoretisch getan, sondern anhand des pädagogischen Rollenspiels die praktische Umsetzung sehr informativ und anschaulich mitgeliefert.

## **2. Vernunft ohne Trajektivität**

### **2.1 Vernunft ohne Innenseite**

Francis Bacon (1561-1626) hat die Moderne durch seine Grundaussage, das Ziel der Wissenschaft sei, durch Denken die Natur zu beherrschen, wesentlich beeinflusst. Sprichwörtlich geworden ist sein Ausspruch „Wissen ist Macht“. Die Hauptirrtümer, die beim Generieren wissenschaftlichen Wissens entstehen, fasste er in den Idolen zusammen (Novum Organum, Aph. 95). Diese Trugbilder drücken sich in menschlichen Neigungen aus. Diese sind

- die des Stammes: die sinnliche Wahrnehmung nicht zu hinterfragen, das Wunschdenken und durch gesteigerte Abstraktion Widersprüche zu beseitigen
- die der Höhle: die im denkenden Bewusstsein festgefahrenen Vorurteile
- die des Marktes: die gängigen Zeitströmungen
- die des Theaters: die in traditionellen philosophischen Systemen festgelegten Menschen- und Weltbilder, Normen und Werte.

Wissenschaftler – so Bacon – haben diese Idole zu durchschauen, allen Aussagen über Mensch und Welt mit Skepsis zu begegnen. In der Grundtendenz hat dieses Diktum und die daran anschließende Entwicklung bis heute Gültigkeit. Bacon ist

damit der neuzeitlichen Aufklärung zuzurechnen. Aufmerksamkeit erfordert aber im Rahmen der Thematik dieser Abhandlung, dass er Wissenschaft als Macht darstellt. Er verbindet sie dadurch mit den Dressaten, dem Schatten der abendländischen Tradition. Die – wie dargestellt – im griechischen Urknall entwickelte Tendenz, wissenschaftliche Theoriegebäude gegen alternative Konzeptionen hermetisch abzuschließen, hatte zur Folge, dass unversöhnliche Gegensätze oft ontologieartige Ansprüche entwickelten, in denen sich Wissen und Macht verbündeten. Ontologisches Denken ist dadurch gekennzeichnet, dass es sich um das Sein und das Seiende bemühte. Es wollte das Urprinzip, das der Welt zugrunde liegt, erkennen, wobei dieses Urprinzip dann in vielen Spielarten ins Metaphysische verlegt und zur ausschließlichen Gewissheit erklärt wurde. Da auch die ethischen Positionen aus dem Urprinzip abgeleitet wurden, waren Abweichungen davon mit Strafen bedroht. Richtig – falsch und gut – böse wurden jeweils zu eingefrorenen Positionen. Ontologien tragen im Kern eine Neigung zu totalen Allmachtsansprüchen in sich. Sie sind Dressate in intelligibler Verkleidung. Da Macht nur durch Austragung von Rivalität begründet werden kann, legt Bacon's Satz „Wissen ist Macht“ Wissenschaft als einen Machtkampf fest. Dass auch das Dressat „Sexismus“ dabei eine große Bedeutung hat, ist daran abzulesen, dass er Macht als Mittel sieht, die männliche Aufgabe, alles Weibliche einzudämmen, zu bewältigen (vgl. Rullmann/Schlegel : 2000, 27f).

Der Teil der Aufklärung der Moderne, der sich mit der äußeren und inneren Situation der Menschen befasste, tat dies mit dem Ziel, sie als Subjekte ihrer Lebensführung einzusetzen. Die Menschenrechte wurden formuliert und demokratische Forderungen wurden durchgesetzt. Damit spaltete sich die Aufklärung: Ein Teil vertritt Vernunft als Naturerkenntnis und Naturbeherrschung und ordnet alles diesem Prinzip unter. Sein Motto ist „Fortschritt“. Aus ihm entstanden die Wirkungswissenschaften. Ein anderer Teil vertritt Vernunft als Möglichkeit zur Regelung der menschlichen Beziehungen. Sein Motto ist „Emanzipation und Aufklärung“. Er ist den Nebenwirkungswissenschaften zuzurechnen. Nach den politisch-diktatorischen und ökologischen Desastern des 20. Jahrhunderts ist Skepsis angesagt, denn weder Naturbeherrschung noch Vernunft scheinen die menschheitlichen Probleme zu lösen. Ontologisches Denken, das die Vielfalt der Welt aus einem Prinzip erklären will, zieht eine gedachte Ideallinie und ignoriert das Fraktale der menschlichen Lebenswelten. Die Subjekthaftigkeit des einzelnen Menschen wird damit prinzipiell einer allgemeinen, abstrakten, höheren Erkenntnis untergeordnet. Grundsätzlich ist damit das Allgemeine prävaliert, das Besondere ist abgespalten und störend. Eine Fähre, die den eigenen Hafen zum einzig Richtigen und Guten erklärt und das durchzusetzen versucht, ist keine Fähre, sondern ein Kriegsschiff. Beide Richtungen der Aufklärung sind ontologische Entwürfe. Trajektivität ist ontologieskeptisch, was noch etwas erläutert werden soll.

Das naturwissenschaftlich-technologisch-ökonomische System erklärt die Welt als einen Kausalnex, der unter Brauchbarkeitsmaximen untersucht, die Ergebnisse technisch zu Waren transformiert und auf den Markt bringt. Die Ethik dieser säkularen Ontologie heißt: Wer schwächelt, geht unter, wird Unterschicht. Erkenntnis der Welt unter diesen Prinzipien, ihre listige Ausbeutung und die alle menschlichen Beziehungen regulierenden Strukturen des Marktes sind ein globales Dogma, das zur Gewissheit der Allüberlegenheit erstarrt und – befreit von politischen und ethischen Grenzen – ein Selbstgänger geworden ist. Es ist ein weißes, männliches Prinzip voller Kampf, Sieg und Herrschaft. Wer es anzweifelt, wird zum verspotteten Gutmenschen. Die global drohende Verelendung der inneren und äußeren Lebensmöglichkeiten von Völkern, Gesellschaften und den einzelnen Menschen ist von niemandem ernsthaft zu bestreiten. Die menschliche Welt scheint zunehmend ein Fall für Sozialarbeit zu werden. Aber die Träger dieses Systems, das die Weltherrschaft angetreten hat, sind in ihrer Philosophie selbst gefangen. Zunehmend beklagen sie, dass sie nicht entlassen, ins Ausland verlagern, ausbeuten und letztlich um Ressourcen Kriege führen wollen, dass sie aber so handeln müssen, um den Konkurrenzkampf zu bestehen und die Pleite zu vermeiden. Sie stehen unter einem Zwang, etwas zu tun, was sie gar nicht wollen. Sie müssen gegen den eigenen Willen handeln, was als neurotisches Verhalten bezeichnet werden kann.

Ob nun der Sieger am Markt, die arische Rasse, die Sieger im Dschihad oder die Kreuzritter als Boten des abendländischen Totalitätsanspruchs sich zu den eigentlichen Beherrschern der Welt erklären, die Struktur ist identisch, obwohl die inhaltlichen Positionen sehr unterschiedlich sein können: Totalitarismen vernichten menschengerechte Entwicklungen. Angst und Orientierungslosigkeit schlagen in innere und äußere Devianzen um und das nicht nur beim Proletariat, sondern auch bei Mittel- und Oberschichten, was bei diesen nicht so deutlich zu sehen ist. Angst vor dem Sturz zu den Abgestürzten ist der ständige krankmachende Begleiter. Depression, Gewalt, Sucht oder alles verdrängender Hedonismus sind je nach Schichtzugehörigkeit die unterschiedlichen Ausdrucksformen.

Die kritische Aufklärung, die sich dieser Entwicklung entgegenstellt und stellt, hat als begründendes Prinzip die Vernunft. Vernunft ist nicht ein Gegenstand, der sich auf Gegenstände bezieht, sondern ein Verfahren der kritischen Betrachtung und Analyse, die auf Verständigung abzielt. Vernünftig ist ein Diskurs dann, wenn die Teilnehmenden bereit sind, rationale Gründe auch gegen ihre Meinungen gelten zu lassen. Vernunft begründet keine Anschauungen und Normen, sondern untersucht sie auf ihre rationale Begründbarkeit und Konsensfähigkeit hin. Letztlich rekurriert vernünftige Argumentation auf das Ziel universaler Zustimmung. Diese Intentionen werden von Positionen der Vernunft in der dialektischen Ausprägung kritisiert. Sie weisen nach, dass Vernunft schon immer den Keim zu

Natur- und Menschenbeherrschung in sich trug. Auch ideal formuliertes und vernünftiges Belehren hat kaum ein Dilemma oder Desaster verhindert. Die zeitgenössische Vernunftkritik drückt das klar aus:

»Vernunftkritik heute ist Kritik der Vernunft angesichts der fatalen Folgen, die Vernunft in einer durch sie bestimmten Wirklichkeit zeitigt. Die aktuelle Kritik erfolgt mit Blick auf den desaströsen Zustand der Realität und angesichts katastrophischer Welttendenzen. Sie ist kein bloßes Überbietungsspiel von Philosophen, kein schöngeistiges oder akademisch-theoretisches Geschäft – in ihr geht es um Wirklichkeit. Ihrer ganzen Motivation nach ist die neuere Vernunftkritik zivilisationskritisch und voller Realitätswahrnehmung. Sie entsteht aus dem Blick auf Schreckensbestände heutiger Wirklichkeit, und sie thematisiert Vernunft als das für diese Wirklichkeit und ihre desaströsen Züge verantwortliche Prinzip« (Welsch 1996, 37).

Diese heftige Kritik scheint aller Sinnsuche den Boden zu entziehen. Gibt es keine orientierende Stabilität mehr, die verlässlich ist? Ist das Scheitern der abendländischen Kultur so radikal, dass es keinen Ausweg mehr gibt? Warum ist Vernunft – das Grundprinzip der Aufklärung, der Gegenentwurf zu Allmachtsansprüchen in allen Formen – gescheitert? Weil sie selbst Allmachtsansprüche in sich trägt! Die abendländische Gesellschaft und ihre Kultur haben die Dressate institutionalisiert. In ihrer angepassten Form hat Vernunft die Definitionsmacht übernommen, kollaboriert vielfältig mit Herrschaft und sichert deren Legitimation ab. Die opponierende Form konfrontiert mit Utopien, die schnell für unrealistisch erklärt werden können. Beide denken im Allgemeinen und handeln entsprechend. Ihre gegenseitige Beziehung speist sich aus dem Dressat Rivalität. Vernunft hat einen Kern von Unvernunft. Braucht sie eine Reformation?

Es gibt zwei Begriffe, die ein seltsames Verhältnis haben: Verstand und Vernunft. In vielen Versuchen sind Verstand und Vernunft definitorisch voneinander abgegrenzt worden. Grob lässt sich das so zusammenfassen: Verstand ist die Fähigkeit unterschiedliche Sinneseindrücke zusammenzufassen und Begriffe zu bilden, mit deren Hilfe Erkenntnisse gewonnen werden. Vernunft ist das Vermögen, außerhalb der Sinneseindrücke einsichtige Konzeptionen und Orientierungsmaßstäbe zu ersinnen. Oft werden beide Begriffe auch unscharf ineinander vermischt. Das geschieht auch häufig in der Alltagssprache. Trotzdem bleibt eine unbestimmte Anmutung: Vernunft beherberge zwar den Verstand, doch habe sie ein schwer zu fassendes „Mehr“. Analog dazu: In der heutigen Bildungsdebatte hören wir – besonders nach den Pisastudien – dass die Bildung verbessert werden muss. Sieht man sich die Vorschläge dazu an, stellt man fest, dass eigentlich Ausbildung gemeint ist. Ausbildung ist ein wesentlicher Teil von Bildung. Diese hat aber ebenso wie Vernunft ein „Mehr“. Was verbirgt sich hinter diesem „Mehr“?

Im Anschluss an die bisherige Argumentation erklärt sich dieses „Mehr“ folgendermaßen: Die Autorinnen und Autoren der Aufklärung haben ihre Forderungen nach Emanzipation, Menschenrechten und Demokratie auf der Inhaltsebene formuliert. Sie erklären, was richtig und gut ist in der tiefen Überzeugung, dass Argumentation quasi automatisch Einsicht erzeugt. Selbst für Realdialektik, die nicht beim reinen Denken bleibt, sondern das konkrete politische Handeln mit einbezieht und Vernunft zu einem historisch-gesellschaftlichen Reflex erklärt, der lediglich gesellschaftliche Widersprüche vertuscht, bleibt Argumentation ein ausschließlich im Denken stattfindender Vorgang. Aufklärung war und ist bisher eine Angelegenheit, die sich auf der Inhaltsebene abspielt und die Teilnahme von Körper und Gefühl an der Bewusstseinsbildung ausschließt. Auf dieses Problem wird etwas später ausführlich eingegangen. Jetzt soll der Hinweis genügen, dass sich die Aufklärung in dieser Hinsicht strukturell nicht von den traditionellen Ontologien unterscheidet. Die Folge davon ist, dass sie – so wie das aufgeklärte Bewusstsein gegenüber Körper und Gefühl als Beherrscher der Irrationalität auftritt – gegenüber den Aufzuklärenden von oben spricht, erklärend und belehrend. Als Elterlich und Gouvernante erzeugt sie Widerstand. Die Belehren fühlen sich nicht ernst genommen, was ganz unabhängig von dem jeweiligen Inhalt sein kann. Belehrung von oben haben sie als Legitimation ihrer verordneten Einschränkungen wahrgenommen. Dazu kommt, dass auf der reinen Inhaltsebene vorgetragene Konzeptionen von ihren Autoren vorzugsweise im Allgemeinen und auf hoher Abstraktionsebene dargestellt werden und sich in der Folge immer ausdifferenzierter von der Möglichkeit der Vermittlung mit der Basis entfernen. Das Besondere, die Geschichte des subjektiven Erlebens, die Erinnerungen von Gelingen und Leiden, von Eigensinn, Glück und Sehnsucht ist bestenfalls Dekoration, jedoch keiner prinzipiellen Wahrnehmung würdig. Der größte Zivilisations- und Kulturbruch der Geschichte, der Nationalsozialismus, hat als erste große Aktion nach der Machtübergabe 1933 die Bücherverbrennung inszeniert. Ich formuliere vorsichtig die Frage: Dass der größte Teil des deutschen Volkes ihm so willig folgte - kann es auch so verstanden werden - dass die Gouvernante abgestraft werden sollte?

Ein weiteres in Implikat des „Mehr“ der Vernunft ist ihr latenter Anspruch, dass sie letztlich auf globale Zustimmung abhebt, so als läge die Wahrheit irgendwo verborgen wie ein Objekt herum – im Sein oder tief im Bewusstsein – und man müsse sich nur anstrengen, um sie zu finden. Dieser Anspruch – quasi eine säkulare Gottheit zu finden – übersieht die Wirksamkeit der Dressate und verleitet bei der Realisierung auch „vernünftiger“ Vorhaben zur Nichtwahrnehmung von basalen und fremden Kulturen. Dass nichts Wahres im Falschen sein kann, ist der tödliche Ausdruck herrschaftsanmaßender Vernunft, auch wenn sie mit besten Absichten inhaltlich das Gegenteil verkündet.



Ist das „Mehr“, das in der Vernunft immer gegenüber der reinen Sachlichkeit des Verstandes anmutet, das Wissen des Körpers und des Gefühls, das sich heimlich in das Bewusstsein einschleicht? Körper und Gefühl spüren die mühsam verdeckten Risse und Brüche in den ontologieartigen, vernünftigen Konzeptionen. Da sie als Irrationalität aus der Bewusstseinsbildung ausgeschlossen sind, jedoch ihr Recht zur Teilnahme einfordern, müssen ihre Impulse als Rationalität verkleidet – verräterischerweise inflationär – auf der Inhaltsebene formuliert werden. Offensichtlich hat Marx aufgrund seines technoiden Blicks einen Teil des Anliegens von Feuerbach nicht verstanden:

»Die der Wahrheit gemäße Einheit von Kopf und Herz besteht nicht in der Auslöschung oder Vertuschung ihrer Differenz, sondern vielmehr nur darin, daß der wesentliche Gegenstand des Herzens auch der wesentliche Gegenstand des Kopfs ist – also nur in der Identität des Gegenstandes. Die neue Philosophie, welche den wesentlichen und höchsten Gegenstand des Herzens, den Menschen, auch zum wesentlichen und höchsten Gegenstand des Verstandes macht, begründet daher eine vernünftige Einheit von Kopf und Herz, von Denken und Leben« (Feuerbach 1843, 344, § 59).

Ihr „Mehr“ – Einsicht zu fördern – braucht Geduld und zunächst die Selbsteinsicht dessen, der zur Einsicht auffordert. Wenn die Vertreter nebenwirkungswissenschaftlichen vernünftigen Denkens und Handelns ihr Leibsein als Apriori ihres Handelns und ihr Gefühl als Apriori von Empathie und Beziehung wahrzunehmen lernen, kann Denken und Vernunftsübermittlung lebendig werden. Diese Selbsteinsicht ist die Voraussetzung dafür, beim Gegenüber nicht als Gouvernante wahrgenommen zu werden. Einsicht ist ein mutualer und langsamer Prozess. Vernunft hat nur in Bescheidenheit eine Chance. Die starken, auf einen ontologieartig-universalen Prinzip gründenden Konzeptionen der abendländischen Traditionen sind unwirksam und erzeugen Widerstand. Ist hier der Grund für die Tatsache zu suchen, dass uns das aufgeklärte Bewusstsein überwiegend als unglückliches Bewusstsein begegnet?

Was aber soll werden, wenn weder die wirkungswissenschaftlichen noch die nebenwirkungswissenschaftlichen Konzeptionen eine sichere Position begründen können? Gibt es keine Orientierung mehr? Geht alle Stabilität verloren? Löst sich alles in Fluidität auf oder ist gerade diese eine Hilfe? Bevor ich mich dieser Frage zuwende, muss noch geklärt werden, welche Auswirkungen die ontologieartigen Konzeptionen auf die Innenseite der Menschen haben.

Es ist oben gezeigt worden, dass die jeweils gültigen Konzeptionen ganz unten zumeist als Herrschaft legitimierende Mechanismen erfahren wurden, denen man

verfällt oder an die man sich anpasst. Aber in den sogenannten gebildeten Schichten haben sie eine zentrale Bedeutung, um als Persönlichkeit wahrgenommen zu werden. Dies soll am Beispiel „Identität“ erläutert werden.

## 2.2 Die Falle der Identität

Identität ist ein kaum noch hinterfragtes Merkmal für Autonomie. Es bedeutet ein Individuum zu sein, bei dem geistige Verfassung, sprachliche Äußerungsfähigkeit, Verhalten und Handeln eine möglichst widerspruchsfreie Übereinstimmung zeigen. Ein solches Ich erlebt sich selbst als innere Einheit und wird von außen auch so wahrgenommen. Identität verleiht auch – was meist nicht diskutiert wird – eine emotionale Geborgenheit, die angstreduzierend ist und Sicherheit und Anerkennung gewährleistet. Wie aber reagiert ein solches Ich, wenn ihm Positionen begegnen, die zu seiner Identität im Widerspruch stehen und deren Stabilität bedrohen, weil sie nicht integrierbar sind? Die gewöhnliche Abwehr ist, diese Bedrohung zu ignorieren, zu verdrängen oder zu versuchen, sie zu widerlegen. Das geschieht mit feinsinnigen, groben oder listigen Argumentationen. Das bedeutet aber, Anderes in dessen eigenem Verständnis nicht zuzulassen, und damit Teile der Wirklichkeit auszublenden, nach innen und nach außen. Die emotionale Geborgenheit zu sichern, auch wenn dieses Ziel nicht benannt wird, ist heimliches Ziel. Dieser Vorgang gehört zu den realen, nie problematisierten und als solche nicht erkannten Neurosen im persönlichen und öffentlichen Bereich. Er ist somit auch ein wirksamer wenn auch latenter Teil der wissenschaftlichen Diskurse. Die intraindividuellen Verfassungen zeigen eben auch ontologieartige Strukturen. Die Dressate bestimmen latent die Intellektualität und zwingen das Bewusstsein zur kleinen personalen Ontologie, die eine angstreduzierende Burg ist, die ggf. entschieden verteidigt wird. Dabei soll natürlich nicht vergessen werden, dass Identität ein Erleben von Selbstsein darstellt, das die Person erkennbar macht. Ohne ein emotional-kognitives Bezugssystem zwischen ihrem Selbst und der Kultur ihres Lebensraums ist sie heimatlos und entwickelt Flüchtlingssyndrome. Identität ist auch Geborgenheit. Trajekktivität ist die Fähre zwischen eigenem Selbst und fremdem Anderen, die Selbstabschlüsse nicht akzeptiert, da sie Gewissheiten sehr skeptisch gegenübersteht. (Vgl. zu dieser Problematik: Schmid 1998, 342ff).

Die Problematik der Identität ist auch in gesellschaftlichen Strukturen ausgebildet. Politische Parteien, Institutionen, Unternehmen und wissenschaftliche Kartelle neigen dazu, sich jeweils gegenseitig und untereinander abzuschotten und interne abgrenzende Philosophien zu entwickeln. Für den hier vorliegenden Zusammenhang ist ein Blick auf Wissenschaft nötig. Wissenschaft ist in Disziplinen aufgeteilt, die sich aus ihren unterschiedlichen Gegenständen ableiten. Das Dilemma ist, dass ihre Praxis dabei stets mit einer Realität zu tun hat, in der die Gegenstände der Disziplinen ein integriertes Ganzes darstellen. Die Wissenschaftlerinnen

und Wissenschaftler sind Expertinnen und Experten nur für den einen Aspekt der Realität, den ihre Disziplin zulässt, was die allseits beklagten Theorie-Praxis-Probleme schafft. Trajektive Übergänge sind selten zu finden. Die Wissenschaften vom Menschen haben sich dem linearen Ursache-Wirkungs-Prinzip angenähert. Die abgespaltenen Funktionalitäten sind hoch entwickelt, die ganzheitliche Bedeutungsermittlung ist aus dem Blick geraten.

Auch innerhalb der Disziplinen bilden sich Schulen und Paradimgemeinschaften heraus, die sich grundsätzlich voneinander abzugrenzen versuchen. Sie bilden hermetische Theorie- und Wissensgebäude, die in immer ausziselierterer und ausdifferenzierterer Form einen ungeheuren Bestand anhäufen, der unüberschaubar wird. Wer hat noch einen sicheren Überblick über die eigene Disziplin? Eigene Terminologien, darauf abgestellte Studienkonzepte, Zitierkartelle, Sponsorensicherung, Berufspolitik und Einflussnahme auf die Wissenschaftspolitik sichern den jeweiligen Bereich ab. Kuhn (1962) hat das – schwerpunktmäßig für Naturwissenschaften – trefflich beschrieben. Studierende, die ihr Examen bestehen wollen, müssen sich dem Paradigma, das durch den ergatterten Studienplatz oft zufällig auf sie trifft, bedingungslos unterwerfen. Sie müssen vor allem die je spezifische Fachsprache lernen. Fachsprachen haben ihre Bedeutung in den Verhandlungen der Experten, aber sie repräsentieren auch Herrschaftsinteressen, die den Alltagsverstand ausschließen sollen. Es wäre ja noch schöner, wenn alle verstehen würden, was wir da verhandeln und mitreden würden. Unser Prestige würde beachtlich sinken. Dass Studierende trajektive Neugier entwickeln und über Grenzzäune blicken, ist durch verordnete Studienzeiten und Kurzstudiengänge sehr erschwert. Bildung – auch an Hochschulen – ist zu reiner Ausbildung geschrumpft.

Die Studierenden nehmen die wissenschaftliche Identität an, die dem an ihrem Studienort geltenden Paradigma entspricht. Sie können gar nicht anders, als der Hermetik zu erliegen. Die Falle des Identitätsbewusstseins ist zugeschnappt. Wie weit sind Paradigmen Fluchtburgen in einer widersprüchlichen in Rivalitäts- und Hierarchiekämpfe verwickelten Welt? In Fluchtburgen ist Geborgenheit, Gemeinschaft, Anerkennung und Aufstieg bei entsprechender Unterwerfung relativ sicher. Das ontologiebildende Prinzip wird auch aus diesen Gründen eingehalten. Diese Beziehungsstrukturen bestimmen latent die Wissensgenerierung. Das System unterscheidet sich in seiner Struktur nicht von einer Schrebergartengemeinschaft oder einem Konzern.

Es fragt sich, wie weit dieses System sich von wissenschaftlicher Bildung längst entfernt hat. Die neuzeitlich herrschende Ontologie, die Triade – Naturwissenschaft-Technologie-Ökonomie – nimmt gerade die freie Wissenschaft in Besitz.

Hamburger (2004, 16) hat das unter der Überschrift „Vermachtung‘ der Bildungsmärkte“ genau beschrieben:

»Während auf der „Vorderbühne“ der wohlfeilen Erklärungen eine normativ aufgeladene Inszenierung der internationalen Verständigung abläuft, entsteht auf der „Hinterbühne“ der globale Bildungsmarkt. Durch die Dynamik des brain gain wollen sich die reichsten Länder die weltweiten Begabungsreserven aneignen. Die nationalen Grenzen sollen eingeebnet werden, damit die Starken sich hegemonial durchsetzen können (der zielstrebige Aufbau von Elite-Universitäten ist schlicht die logische Konsequenz des Marktes. Es geht dabei auch nicht um Qualität der Lehre und Forschung, denn diese ist nur durch einen nach tatsächlichen Qualitätskriterien gesteuerten Wettbewerb erreichbar. Vielmehr geht es um hegemoniale Stärke, aus der heraus der scheinbare Wettbewerb gefahrlos aufgenommen werden kann).« Die Vorarbeit in den Hochschulen ist geleistet.

### **3. Trajekktivität und Schwaches Denken**

#### **3.1 Aspekte: Widersprüchlichkeit und Vernunftversionen**

Was die bewussten oder unbewussten Allmachtsphantasien und chiliastischen Zielvorstellungen der ontologieartigen Grundkonzeptionen intendierten, führte trotz bester Absichten die Menschheit in Katastrophen und tut es weiterhin. Sie erreichen die Menschen nicht, weil sie – wie beschrieben – von oben kommen. Der hierarchisierte Widerspruch zwischen dominanter, inhaltlich-linearer Rationalität und der devaliierten, emotional-physischen Relationalität führt zu mentaler und struktureller, letztlich zu direkter Gewalt. Die sich auf diese Grundkonzeptionen stützenden Wissenschaften tragen in ihren Paradigmen, systematischen Theoriegebäuden und wissenschaftlichen Schulen diesen Widerspruch in sich. Er kommt durch die in Latenz wirksamen Dressate, die zur hermetischen Abgeschlossenheit führen, zum Ausdruck. Zur Hermetik gehört, dass die desaströsen Folgen von den Wissenschaften unbemerkt und unverantwortet an die übrige Welt abgegeben werden. Es kommt daher darauf an, die Essenz der wirkungswissenschaftlichen Dilemmata zu erkennen, zu benennen und sie nicht nebenwirkungswissenschaftlich in latenter Rivalität durch romantische Utopien zu konterkarieren. Ein uneingeschränktes Bekenntnis zu Vernunft und Aufklärung muss den Totalitätsanspruch der Vernunft aufgeben. Es gibt viele Orte, an denen unterschiedliche Versionen von Vernunft versucht werden. Diese Widersprüchlichkeit muss anerkannt werden. Trajekktivität bedeutet anzuerkennen, dass Richtiges im Falschen und Falsches im Richtigen zu finden ist. Das bedeutet immer, zunächst die Essenz des Falschen in der eigenen Version aufzusuchen und erst dann andere Ufer anzustreben. Das bedeutet ebenso, die gefrorenen Positionen – Richtiges-Falsches und Gutes-Böses – in ihrer relationalen Verschränkung und jewei-

ligen Kontextgebundenheit wahrzunehmen und aufzutauen. Die Fähre muss ihre Wege frei von Eis halten.

Es gibt Ansätze, die eine Wende im abendländischen Denken signalisieren. Welsch (1996) hat das in überzeugender Weise dargestellt. Ich referiere in kürzester Weise seine Darstellung (vgl. Welsch a. a. O., 160ff).

Bei Heidegger kam schon der Unterschied zwischen rechnendem und besinnlichem Denken zum Tragen (vgl. ebd.160ff). Besinnliches Denken akzeptiert, dass es sich in einer ausdifferenzierten Wirklichkeit vollzieht, deren Widersprüchlichkeit es nicht gesetzt und ihrer auch nicht mächtig ist. Damit werden Begriffe wie „Differenz“, „Andersheit“ und „Übergang“ zentral. Denken, also vernünftiges Denken, konzipiert nicht Gebäude universaler Erklärungen, sondern beschäftigt sich mit der Pluralität der Konzeptionen.

Glucksmann zufolge (vgl. ebd.188ff) hat das Meisterdenken des totalitären Vernunftanspruchs die verhängnisvolle Konsequenz, dass es blind gegenüber seinen Folgen ist: Die Mächtigen sind saturiert und zweifelsfrei in ihrer Wissenschaft und Vernunft und die Ohnmächtigen sind den Experten chancenlos ausgeliefert (vgl. ebd. 422).

Foucaults sezierender Blick auf die Wirklichkeit zeigt die Vielfalt der Rationalitätsformen, ist konkret und betrachtet konkretes Handeln.

Das Konkrete bzw. die „radikale Diesseitigkeit“ ist wesentlicher Ausgangspunkt bei Rorty (vgl. ebd. 240ff). Sprachen sind keine Darstellungen, sie beschreiben, d. h. sie erklären nicht das Wesen von Dingen, Sachverhalten und Menschen. Es gibt keine objektiven Wahrheiten und es gibt folglich keine zentrale Fähigkeit, solche zu erkennen. Es gibt nur Deutungssysteme, die als menschliche Äußerungen kontingent sind. Wir finden hier eine konsequente Verabschiedung aller Götter und göttergleichen Verehrungen, eine beharrliche Absage an jedweden Fundamentalismus. Vernunft im traditionellen Sinne hatte eine Aufgabe im Aufrichten von moralischen Grundsätzen und demokratischen Gesellschaften und ist nun obsolet geworden. Rorty tritt für vernünftige Strategien ein, um mit den Pluralitäten umzugehen. Ziel wäre dabei, die Inseln der Pluralität zu Netzwerken zu gestalten.

Lyotard (vgl. ebd. 303ff) hat Vernunft in ihren pluralen Versionen am radikalsten insuliert. Die großen ontologieartigen Entwürfe sind Metaerzählungen, die Herrschaft stützen. Es gibt nur Heterogenität, Verbindungen sind äußerlich. Vernunft als Netzwerk ist hier nicht sichtbar. Allerdings ist die zeitgenössische Fähigkeit zur Vernunftkritik in ihrem extremsten Modus am deutlichsten sichtbar.

Das rhizomatische Denken bei Deleuze und Guattary geht einen anderen Weg. Die insulare Ausgangssituation der Vernunftversionen wird nicht geleugnet. Das der Biologie entnommene Bild „Rhizom“ (vgl. ebd. 355ff) bezeichnet eine Wurzelform, die ständig sprosst, wandert, unterschiedlichste Formen hervorbringt und sich als Figur ständig ändert. Dieses Bild wird von den Autoren auf die Arbeit der Vernunft angewandt. Sie hat die Aufgabe, die insularen Wurzeln der vielen Rationalitäten in einen Rhizom zu verwandeln, sie zu vernetzen. Die genannten Termini „Differenz“, „Andersheit“, „Übergänge“ haben auch hier zentrale Bedeutung.

Ähnlich sind die Analysen von Goodman (vgl. ebd. 373ff): Wir leben in einer Vielheit von Welten. Es gibt keine Möglichkeit für Menschen, Wirklichkeit an sich darzustellen. Es gibt nur Beschreibungen von unterschiedlichen Standorten aus, also eine Vielzahl diverser Welt-Versionen. Vernunft hat mit ihrem Verhältnis untereinander zu tun.

Auch bei Derrida geht der Denkprozess in diese Richtung (vgl. ebd. 300ff): Vernunft hat es mit der Identität, die in den Rationalitätsinseln entsteht und der Differenz unter ihnen zu tun. Ihr Ort ist zwischen der Vielzahl der unterschiedlichsten Stühle.

Soweit in aller Kürze Welsch, der aber in seiner vorzüglichen eigenen Konzeption der „Transversalen Vernunft“ den Sprung, den Vernunftbegriff um Leibsein und Gefühlserfahrung zu erweitern, nicht tut. Er bleibt dem rein rationalen Bewusstsein verhaftet, auch wenn dieses bei ihm an Fluidität gewinnt.

In diesem Zusammenhang bekommt der Begriff „Schwaches Denken“ Bedeutung (vgl. Vatimo 2002, 103f). „Differenz“, „Andersheit“, „Übergänge“ signalisieren den Rückzug vom Anspruch universaler Erklärungen und respektieren Pluralität. Gescheitert ist vernünftiges Denken angesichts der verheerenden Wirklichkeit an ihrem totalen Universalitätsanspruch. Schwaches Denken befreit von diesem wahnhaften Anspruch. Es nimmt die Bedingungen seiner Unerreichbarkeit in den Blick. Schwach erscheint es nur gemessen an diesem Anspruch. Es richtet seine Aufmerksamkeit auf das Besondere, das Andere und das Untere. Es nimmt die Vielfalt der Versionen von Vernünftigkeit in den Blick, die unter der Herrschaft des Allgemeinen chancenlos sind.

Sozialarbeit, die in unterschiedlichen Alltagsdenkmilieus arbeitet, hat es in jedem „Fall“ mit der Besonderheit des Individuellen zu tun. Für eine sozialarbeitswissenschaftliche Theorie ist es wichtig, diese oben skizzierten Ansätze zur Kenntnis zu nehmen und auf ihre Anschlussfähigkeit an ihre metatheoretische Basis zu prüfen.

### 3.2 Aspekt: Kontingenz

Besonders Denkerinnen haben in der Diskussion um den Begriff „Kontingenz“ wichtige Überlegungen beigetragen (vgl. Munz 2004). Als Beispiele will ich auf den Denkansatz von Butler hinweisen. Ich lehne mich dabei an einen Aufsatz über diese Autorin an, der eine vorzügliche Einführung in diese Thematik bietet (vgl. Purtschert 2004, 181ff).

Kontingenz ist der Gegensatz von Notwendigkeit. Kontingenz bezieht Eventualität und die Zufälligkeit des Möglichen in das Denken mit ein. Butler problematisiert das Verhältnis von Wissen und Macht. Damit wird die satzartig iterative Definition, Aufgabe von Wissenschaft sei es, Wissen zu generieren um die Frage erweitert, ob die dem Erkenntnisprozess und dem Diskurs latent entzogenen beziehungsordnenden und ontologiebasierten Gewissheiten und Denkstrukturen nicht in die Auseinandersetzungen miteinbezogen werden müssen. Die Gehirne werden mit Axiomen „tätowiert“, deren historische Bedingtheiten als solche nicht erkannt und daher nicht befragt werden. Die Grenzsetzungen von Denksystemen, ihren Theorien und Begriffen und die daraus abgeleiteten ethischen, gesellschaftlichen und politischen Werte und Normen werden im Kontingenzansatz überprüft, auf latente Implikationen ihrer offiziellen Gültigkeit befragt, gegebenenfalls überschritten. In Bezug auf die trajektive Terminologie kann ich auch formulieren, sie werden als dressatgeleitete Setzungen entlarvt. Das Unhinterfragte ist in der abendländischen Tradition oft zum Unhinterfragbaren kanonisiert worden, womit sich das „Normale“ jeder Kritik entziehen konnte. Aber das „Normale“ ist nicht das uneingeschränkt Richtige und Gute, sondern es ist auch Produktion der Definitionsmächte, die es dazu erklären und durchsetzen. Die Subjekte werden ständig an diesen Prozess gewöhnt und verinnerlichen seine vorgetragenen hehren Ziele.

Eine aus dem Kontingenzbegriff abgeleitete Kritik ersetzt nicht das „Normale“ durch die Konzipierung einer Neo-Normalität, sondern sie untersucht die „Produktionsbedingungen“ des Normalen, dessen Porosität und die daraus folgenden Krisen. Normalität ist auch ein Denkverbot.

Soweit wiederum in aller Kürze ein wesentlicher Aspekt aus dem Werk von Butler. Was er für eine metatheoretische Position der Sozialarbeitswissenschaft bedeutet, wird im Teil III dieser Abhandlung erörtert.

### 3.3 Aspekt: Angst

Tradiertere Gewissheiten in Frage zu stellen, macht selbst in der hehren Wissenschaft – um es klar und umweglos auszudrücken – Angst.

»Jeder von uns kennt die Angst vor der neuerlichen Infragestellung dessen, was er sich in langer Reflexionsmühe erarbeitet hat und was ihm inzwischen Halt gewährt. Zeichnet sich eine grundsätzliche Infragestellung ab, so fürchtet er, das mehrfach reparierte Netz könne reißen, er könne sich definitiv der Unüberschaubarkeit und dem Chaos ausgesetzt finden. Aber so verständlich diese Furcht ist – man darf ihr nicht nachgeben, sondern muss ruhigen Mutes die Analysen auf sich nehmen und voran treiben« (Welsch 1996, 610).

Die Angst, Geborgenheit und Anerkennung in den ontologieartigen Paradigmen-gemeinschaften zu verlieren, ist – gemessen an ihrer enormen Bedeutung – ein kaum wissenschaftsintern diskutierter Sachverhalt. Ein Beispiel: Der Methodenstreit in der Soziologie (1961) zeigte, dass die ontologischen Positionen keine Übergänge zuließen. Ist das nur ein inhaltliches oder auch ein Angst-, also ein Beziehungsproblem? Wer würde sich schon trauen zu fragen, ob das „Nichts“ eine intelligible Erfindung sei. Der Widerstand gegen die Infragestellung von axiomatischen Gewissheiten hat möglicherweise auch eine Beziehungsdimension, die angstauslösend ist. Wenn dies der Fall ist, wäre die Beteiligung von Gefühlen an inhaltlichen Konzepten nicht durch ihre Aussperrung zugunsten einer scheinbaren Objektivität deutlich zu machen, sondern durch ihre Zulassung. Sie enthalten verschlüsselte Botschaften über die Brüchigkeit der Gewissheiten der Normalität. Das durch deren Definitionsmacht Ausgeschlossene, das Nichtzubefragende wirkt jedoch immer in das Leben ein und würde durch die Zulassung von Gefühlen dem Denken zugänglich. Die globale Wirklichkeit bestätigt das. Sie ist nicht so, wie sie sein sollte, weil die hehren Konstruktionen des Intelligiblen nicht verwirklicht werden können, sondern weil ihnen die Dressate latent innewohnen. Diesen Problemkreis zum Thema wissenschaftlicher Selbsterkenntnis innerhalb der Wissenschaft zu machen, erzeugt viel Angst, die das Denken und Ausprobieren alternativer Möglichkeiten ebenso behindert wie die Verquickung mit Macht. Kontingenz ist mutiges Denken. Angst ist auch innerhalb der Wissenschaft ein Denk- und Entwicklungsverbot. Die Wahrnehmung und Verbalisierung der begleitenden Gefühle gehört zu den wissenschaftlichen Diskursen. Das bucklicht Männlein bekäme dabei eine Rolle.



Das bucklicht Männlein

Will ich in mein Gärtlein gehn,  
will mein Zwiebeln gießen,  
Steht ein bucklicht Männlein da,  
Fängt als an zu niesen.

Will ich in mein Küchel gehn,  
Will mein Süpplein kochen,  
Steht ein bucklicht Männlein da,  
Hat mein Töpflein brochen.

Will ich in mein Stüblein gehn,  
Will mein Müslein essen,  
Steht ein bucklicht Männlein da,  
Hats schon halber gessen.

Geh ich in mein Kämmerlein,  
Will mein Bettlein machen,  
Steht ein bucklicht Männlein da,  
Fängt als an zu lachen.

Wenn ich an mein Bänklein knie,  
Will einen bißlein beten,  
Steht ein bucklicht Männlein da,  
Fängt als an zu reden:

»Liebes Kindlein, ach, ich bitt,  
Bet fürs bucklicht Männlein mit!«

Das tägliche Bewegen in den gewohnten Ordnungs- und Denksystemen ist stets begleitet von bucklichten Unstimmigkeiten, die Porosität anzeigen. Wie sich der Widerstand gegen die Gewohnheiten ausdrückt, haben Cohn und Ockel (1981, 255-282) zu bestimmen versucht. Von der Überzeugung ausgehend, dass die Desaster der Welt, das was Menschen Menschen an Missbrauch, Ungerechtigkeit und Grausamkeit antun, kein

»unbekämpfbares Naturgesetz ist, sondern eher eine noch nicht gebrochene Kette von Frustrierung und dagegen Ausschlagen: „Es gehen keine Prügel in der Welt verloren“« Die Autorinnen glauben nicht, »dass es ein Naturgesetz ist, dass Flüchtlinge ins Meer geschüttet werden müssen und Millionen von Kindern auf der Straße verhungern sollen.« Sie folgern daraus:

»Es muss also auch Widerstände geben, die nicht nur in einem einzelnen Menschen liegen, sondern viel weitergehende Widerstände, die eine Gesellschaft hindern, ihre eigene Realität zu sehen.« Sie definieren:

»Den Begriff Widerstand postulierten wir zunächst als die psychoanalytisch-psychodynamische Erklärung für Blindheit gegen die innere Angst, den Begriff der Störung als Ausdruck eines existenziellen Hindernisses gegen eine bewusste Absicht oder einen Plan.« Sie wissen aus den Erkenntnissen der Psychoanalyse:

»dass Kinder, deren Angst vor den Eingriffen ihrer bedrohlichen Umwelt zu groß wird, verdrängen. Die eigenen Bedürfnisse, Gefühle, die Angst, das Bedrohliche werden aus dem Bewusstsein ausgeschlossen.«

Um das »Leidvolle erträglich zu machen« werden Abwehrmuster entwickelt, also verletzte Gefühle - Affekte - durch »besonderen Gehorsam« ersetzt oder »bedrohliche Situationen werden nicht mehr ernst genommen, verharmlost«.

»Die Kraft, die es ermöglicht, dass sich solche schützenden Mauern vor das ursprüngliche Erleben setzen, nennen wir Widerstand; diese Kraft wird nunmehr allein zu diesem Zweck gebraucht.«

Solche Abwehrmuster zeigen sich als Erbschaft der Kindheit auch bei Erwachsenen. Die Autorinnen zeigen das an lebendigen Beispielen. Abspaltung der fatalen Wirklichkeit und Rückzug in luzide wissenschaftliche Kompetenz werden mit Gefühlsleere bezahlt. Der Preis für Resignation sind Ohnmachts- und Schuldgefühle. Das Nichternstnehmen - es wird schon nicht so schlimm sein - eine Verkennerung der Realität - zieht ein Sich-selbst-nicht-Ernstnehmen und ein Nicht-ernst-genommen-Werden nach sich. Aber „Realität“ ist Autorität. Große Angst erschwert Erkenntnis und Selbsterkenntnis. Auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind voll Angst und Abwehrmustern, die sie durch Rückzug auf ihr Expertentum und ihren hohen sozialen Status gut verstecken können. Vielleicht sollten sie mit ihrem bucklicht Männlein Freundschaft schließen.

Das, was hier an intrapsychischen Beispielen gezeigt wurde, ist auch ein kollektives Phänomen. Die Abwehrmuster zeigen sich in den gesellschaftlichen Beziehungen und ihren Strukturierungen ebenso als Störungen wie in den individuellen. Störungen sind Boten, die zum kontingenten Denken drängen. Sie sind „Hindernisse und Chancen“. Ihre Analyse verändert das gewohnte Denken.

Trajektivität nimmt Kontingenz daher als wichtigen Begriff in die metatheoretischen Überlegungen auf. Zu beachten ist jedoch, dass die Fähre im Zielhafen nicht auf Dauer vor Anker geht, sondern ihre mitgebrachten Güter gegen unbe-

kannte neuartige tauscht. Die trajektive Bewegung ist kein schneller Umsturz, sie ist eine neugierige, geduldige – jedoch manchmal respektlose – Suchbewegung.

## 4. Vitalisierung der Vernunft

### 4.1 Annäherung an den Begriff „Beziehung“

Die Frage, ob und wie viel Angst bei den aufgeklärten, emanzipierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern besteht, ist m. W. bisher kaum erörtert worden. Die Beziehungsstrukturen, die zum Beispiel auf Kongressen zu beobachten sind, lassen vermuten, dass Angst eine große Rolle spielt. Die ungeheuer ausdifferenzierten Beweisführungen in wissenschaftlichen Texten wirken wie Abwehrstrategien, die Angst mildern sollen. Es wäre eine sehr nützliche Frage, wenn darüber geredet werden könnte, inwieweit Angst die Forschung und Lehre beeinflusst. Das würde natürlich auch für ganz viele andere Gefühle gelten, wie zum Beispiel die Freude über Anerkennung, Zugehörigkeit zu einer Paradigmengemeinschaft und Mitgliedschaft in einem Zitierkartell. Solche Ziele möglicherweise zu verfehlen, schafft ein dauerhaft mit Angst besetztes Lebensgefühl. Darüber hinaus werden ganz viele Inhalte mit Gefühlen besetzt, die jeweils eine genaue Wertung auf der Bandbreite „richtig-falsch“ und „angenommen-abgelehnt“ markieren. Dass alle diese Beziehungsströme keinen Einfluss auf die Inhalte haben, ist wenig wahrscheinlich. Gefühle gestalten sie deutlich. Die These von der Wertfreiheit der Wissenschaft ist auch hier eine mächtige Ideologie. Wissenschaft muss sich – durchaus kritisch – zu Werten bekennen und deshalb nicht unsachlich sein, wie im dritten Teil gezeigt wird. Aber diese Ideologie hat weitgehend zu einer Abstraktheit geführt, die unlebendige Beziehungen zu Dingen, Sachverhalten und Menschen zur Folge hat. Werfen wir daher einen Blick auf den Begriff „Beziehung“, der in der Sozialarbeit auch eine Abgrenzungsfunktion gegenüber Abstraktheit hat.

Es ist ein geflügeltes Wort in der Sozialarbeit, dass es zunächst immer um Beziehung gehe. Oft wird auch formuliert, dass Wissenschaft diesem Grundsatz entgegenstehe: »Der Anspruch auf objektive Wissenschaft in der Beziehungsarbeit mit Menschen – und das ist das Wesen der Sozialarbeit – ist i n h u m a n« (Löbl / Wilfing 1995, 331). Oder noch entschiedener: »Nur ein Lämmel würde versuchen, wichtige zwischenmenschliche Probleme „wissenschaftlich“ zu behandeln« (Feyerabend 1990, 160). Die hier vorgetragene These – Beziehung als sozialarbeitswissenschaftlichen Begriff zu verstehen – gehört in den Rahmen eines trajektiven Theorieverständnisses.

Die ursprünglichen Methoden der Sozialarbeit – Einzelfallhilfe, soziale Gruppenarbeit, Gemeinwesenarbeit – sind scheinbar obsolet geworden, lugen aber hinter

modischen Begriffen meistens hervor. Ihre Bezeichnung als „Methoden“ ist etwas einengend, denn sie sind ohne integriertes Fühlen, Denken und Handeln nicht durchzuführen, ein Aktionsmodus, der der Klientin, dem Klienten eine angemessene Beziehung anbietet.

In der Einzelfallhilfe bieten die Sozialarbeitenden Hilfen zur Erschließung materieller Ressourcen und Beratung bei intra- und interpersonellen Problematiken an. Dies ist neben der inhaltlichen Hilfe eine Beziehungsaufgabe.

In der sozialen Gruppenarbeit findet eine Begegnung in größerem Rahmen zu ganz unterschiedlichen Anlässen, Themen und Problemlagen statt. Untrennbar mit der inhaltlichen Tätigkeit ist die Aufnahme von Beziehungen; es wird soziales Handeln geübt. In spezifischer Weise ist Einzelfallhilfe darin aufgehoben.

In der Gemeinwesenarbeit werden Strukturen aus der unmittelbaren Lebenswelt angegangen, die Einzelfallhilfe und soziale Gruppenarbeit deutlich gemacht haben. Veränderungen in der Lebenswelt werden versucht. Aber auch hier müssen Beziehungen gestiftet werden, die Wachstum und Selbstständigkeit fördern. Beziehungen zwischen Sozialarbeitenden, Betroffenen, Ämtern, politisch Maßgeblichen etc. werden geknüpft. Im Kern sind Einzelfallhilfe und Gruppenarbeit wiederum in der Gemeinwesenarbeit aufgehoben.

Untrennbar von inhaltlichen Aufgaben sind Sozialarbeitende als Personen in ihren Tätigkeiten exemplarisch für förderliche Beziehungen, das heißt, sie sind – ob sie wollen oder nicht – Modelle. Es stellt sich die Frage, was eigentlich der oft benutzte Begriff „Beziehung“ bedeutet. Beziehung ist nicht ein plattes „Seid-nett-zueinander“: Man kann ja nach der inhaltlichen Arbeit auch „’mal Würstchen grillen“. Sie ist keine Erholungsphase nach den wichtigen Inhalten. Sie ist kein Mittel, etwas zu erreichen. Strategische Beziehungsknüpfung ist Instrumentalisierung. Beziehung ist als spezifische Konstitutive der Sozialarbeit ein qualifizierter Kontakt zu den Klientinnen und Klienten und damit ist die Beachtung durch die Sozialarbeitswissenschaft zwingend.

Wenn Sozialarbeitende zu ihrer Klientel Beziehung „herstellen“, versuchen sie das sachliche Verhältnis um eine fühlbare Achtsamkeit zu erweitern. Ihr Können besteht darin, die inhaltliche Funktion und die Beziehungsaufnahme in angemessene Balance zu bringen. Sozialarbeitswissenschaft hat die Aufgabe zu klären, welche Funktion Beziehung in der Praxis des fachlichen Umgangs mit Menschen hat, und welche Bedeutung als Bestandteil der sozialarbeitswissenschaftlichen Theorie. Im Folgenden wird versucht, das zunächst grundsätzlich zu klären.

## 4.2 Das Apriori der Beziehung: Leib und Gefühl

Beziehung ist ein ganzheitliches Geschehen. Es gründet in der Innen- und Außenwahrnehmung von Körperlichkeit, Gefühl und inhaltlich-sprachlicher Kommunikation, jeweils in ganz unterschiedlichen Abstufungen. Beziehungen sind auch in je spezifischer Weise übertragbar auf natürliche und hergestellte Dinge und Sachverhalte, künstlerische und geistige Produktionen, auf Vergangenes und auf Gruppen im weitesten Sinne des Begriffs: auf Klubs, Vereine, Gemeinwesen, Kommunen, auf das eigene Volk und andere Nationen. Beziehung ist ein subjektives Geschehen, dessen Objektivität darin besteht, dass es bewusst wahrgenommen und nicht abgespalten wird. Jeder Bewusstseinsinhalt ist graduell im Gefühl und im Körper verankert. Das gilt auf der Bandbreite von Liebe und Hass, Mut und Angst, Freude und Trauer, von Urteil und Vorurteil, Wahrheit und Täuschung, Nähe und Distanz und vielen Abkömmlingen und Mischungen. Trajekktivität ist zunächst die Fähre zwischen allen Gegensätzen, besucht sie und lernt sie neugierig kennen.

Stellen wir uns vor, eine besonders heftige Welle der Sintflut habe die Arche Noah so hoch geschleudert, dass sie den Anziehungsbereich der Erde verlassen hat und seitdem durch den Weltraum fliegt. Alle Insassen sind durch die Kälte ums Leben gekommen und eingefroren. Nehmen wir darüber hinaus an, keine harte Weltraumstrahlung könne unserer Arche etwas anhaben. Nach einer sehr langen Zeit fangen intelligente Wesen sie ein und untersuchen ihren Inhalt. Das erstaunliche Ergebnis dieser Untersuchung wäre die Möglichkeit einer nahezu exakten Rekonstruktion der Lebensbedingungen auf der Erde. Rein äußerlich wäre schnell zu erkennen, dass der Lebensraum der Vögel ein Gas und der der anderen Tiere die Oberfläche eines unterschiedlich festen Körpers oder einer Flüssigkeit wäre. Felle, Schuppen und Federn in Relation zu den Lebensmöglichkeiten des Eiweißes lassen Temperaturen und ihre Schwankungen ermitteln. Eine Analyse der Augen teilt Daten über die Sonne mit. Die Untersuchung der inneren Organe und die Analyse der Chemie der Körper würde das Bild des Ursprungsplaneten allmählich ganz exakt werden lassen. Die Stärke der Knochen sagt etwas über die Gravitation aus und damit über die Größe des Ursprungsplaneten. Ginge die Neugier der fremden Intelligenzen noch darüber hinaus und würden Moleküle, Atome aus der Arche untersucht, so ergäbe sich sogar die Feststellung, dass sie die gleiche materieller Grundlage haben wie diese selbst.

Dieses gedankliche Experiment versucht anzudeuten, was in einer ungeheuren Fülle von Beispielen belegt werden könnte: Körper sind lebende Entsprechungen ihres Lebensraumes. Ob wir Maulwürfe, Katzen, Enten oder Eisbären betrachten, alle Körper passen in ihren Lebensraum wie ein Schlüssel in sein Schloss. Kein Schlüssel hat auch nur annähernd so viele Entsprechungen zu seinem Schloss wie ein Körper zu seinem Lebensraum. Die Erdkruste ist eine Fülle von sich überlap-

penden, durchdringenden und aneinandergrenzenden Lebensräumen, die wiederum mit Vorgängen außerhalb der Erde korrespondieren. Körper sind die Spiegelungen dieser Lebensräume. Wie der Spiegel die Seiten vertauscht, sind Körper nicht direkte Bilder, sondern Entsprechungen. Flügel ist die Entsprechung der Luft, Flosse steht für Wasser, Fell für Kälte. Aber auch wenn wir Körper zerlegen über Zellen und Atome bis hin zu Elementarteilchen, so wird deutlich, dass Körper in ihren grundlegenden Bausteinen sogar den Kosmos spiegeln. In Körpern stellt sich die Welt dar. Körper sind das Gedächtnis des Kosmos, seine Geschichte. Seine Leistungen sind in Körpern dargestellt. Das heißt, dass Menschen in ihren Körpern die Grundstruktur der Welt und die der menschlichen Evolution tragen. Diese strukturelle Spiegelung von eigenem Körper und äußerer Welt begründet eine Grundbeziehung, die in allem Anderen auch das Eigene zu entdecken ermöglicht. Das hat nur eine Chance, wenn der Körper in seiner Befindlichkeit und Bewegung von Gefühl und denkendem Bewusstsein wahrgenommen und als Spiegelung der Welt erlebt wird. Wenn ich einen Baum anfasse, fasse ich mich auch selber an. Wenn ich einen Baum fälle, ohne die Nebenwirkungen zu bedenken, ohne verantwortlich zwischen dem gewünschten Nutzen und den Nebenwirkungen abzuwägen, verletze ich mich selbst. Der Lebensraum ist kein Supermarkt, aus dem man sich beliebig bedienen kann, sondern der einzige Raum, der uns leben lässt.

Diese beziehungsstiftende Spiegelung deutet sich schon im Märchen an. Wenn wir eine Rollen zuweisende Interpretation herausnehmen und für die Frau Marie auch den Mann Hans ins Märchen einsetzen, wird das deutlich. In „Frau Holle“ läuft Marie (oder eben auch Hans) durch die Gegend. Der Apfelbaum ruft, seine Äpfel wären reif und müssten geerntet werden. Marie bewegt sich zu ihm hin, schüttelt ihn, greift die Äpfel und stapelt sie. Der Ofen ruft, seine Brote wären gar und würden bald verbrennen. Wieder ändert sie ihre Richtung, läuft zu ihm hin und zieht die Brote aus dem Ofen. Dann setzt sie ihren Weg fort und wird Goldmarie. Die andere Marie lässt sich nicht ablenken, bewegt sich stracks ihrem Ziel entgegen, ignoriert die Anrufe vom Apfelbaum und dem Ofen und wird zur Pechmarie. Goldmarie hört den Anruf, spürt die Not, bewegt sich vom Wege weg, greift zu. Sie ist damit langsamer als Pechmarie, die schnell ist, stringent und effektiv. Goldmarie spürt, dass das Andere das Andere ist **und** das Eigene.

Es geht nicht darum, Reflexion, Theorie, Aufklärung und Autonomie zu verlassen, um auf eine Stufe des Mythischen zu regredieren. Es geht um die Frage, ob Körper und Gefühle auf die Vorgänge im denkenden Bewusstsein so einwirken, dass sie auch reflexions- und wertekonstitutiv sind, d. h. zu einer anderen psychisch-sozialen und ethischen Qualität führen. Andersherum gefragt, es geht darum, ob abstrakte Reflexion in ihrer monadischen Abspaltung ein technoides

Menschenbild begründet, das ein technoides Weltbild mit allen krisenhaften Folgen, die wir heute beobachten, aus sich heraussetzt.

Buber (vgl. 1962, 77ff) sagt, dass die Welt dem Menschen „zwiefältig“ sei „nach seiner zwiefältigen Haltung“. Daraus resultieren zwei Grundwortpaare, mit denen Buber das Verhältnis des Menschen zur Welt beschreibt: „Ich-Du“ und „Ich-Es“. Es fällt auf, dass Buber kein isoliertes Ich festlegt, sondern „Ich“ nur jeweils in einem bestimmten Verhältnis zur Welt beschreibt. „Ich-Es“ ist das uns gewohnte Verhältnis, das sich aus Erfahrungen mit Objekten konstituiert. „Ich-Du“ wird nach Buber „mit dem ganzen Wesen gesprochen“. Es stiftet Beziehungen. In ihm sind Körper, Gefühl, Geist, Seele zur gleichen Zeit wirksam: zur Welt offene Begegnung wie bei Goldmarie. Dabei ist es wichtig, dass Buber die zwei unterschiedlichen Verhältnisse nicht gegeneinander ausspielt: »Und in allem Ernst der Wahrheit, du: ohne Es kann der Mensch nicht leben. Aber wer mit ihm allein lebt, ist nicht der Mensch« (ebd. 101). Hier deutet sich ein Verhältnis zur Welt an, in dem nicht nur Instrumentalität und Funktionalität für Menschsein konstitutiv sind, sondern auch ein ganzheitliches Erleben, das reine rationale Reflexion weit überschreitet, in dem sich der Ich-Welt-Bezug in unmittelbarer Evidenz herstellt. Es entsteht eine Grundorientierung.

Merlau-Ponty (vgl. 1966, 173-184) hat dieses Verhältnis zur Welt in einem Beispiel deutlich gemacht: Einem Blinden, der sich mit einem Stock orientiert, ist dieser nicht mehr irgendein Objekt, sondern er ist zu einem Teil seines Körpers geworden. Wir dehnen unseren Körper aus, indem wir uns an die Dinge bzw. die Dinge an uns anschließen. Die Welt um uns herum und der Körper sind im Dialog. Im objektiven Denken werden die funktionalen Beziehungen zwischen den Objekten gedacht. Aber im alltäglichen Leben werden nicht nur Objekte wahrgenommen, sondern auch die Bedeutung, die sie für uns haben, wird gespürt: ein Zugang zur Welt, den das objektive Denken auszuschließen sucht. Aber das Subjekt der Wahrnehmung ist der Körper (vgl. ebd. 239-243). Was er wahrnimmt, bleibt ihm als gespürtes Wissen über Bedeutungen. Wenn der Mensch aus dieser körperlichen Unmittelbarkeit heraustritt, wenn er Distanz zu den Dingen und Menschen schafft, d. h., wenn er in die Reflexion eintritt, scheint in unserer Kultur dieses Weltverhältnis zu verschwinden. Was aber würde es bedeuten, wenn diese zwei Weltverhältnisse versöhnt würden, wenn sie in eine Oszillation einträten, die gegenseitige Ergänzung und Begrenzung garantieren würde? Was würde es bedeuten, wenn körperliches Spüren und Reflexion ein changierendes Zusammenspiel wären und Anderes ähnlich wie der eigene Körper erlebt würde?

Sacks (vgl. 1987, 69ff) hat in einer Schilderung „Die körperlose Frau“ dargestellt, was passiert, wenn die körperliche Wahrnehmung gestört ist. In Anlehnung an Sherrington (vgl. 1906, 335-343) spricht er von einem verborgenen sechsten Sinn.

Zur Extrozeption (Wahrnehmung von Außenreizen) und der Interozeption (Wahrnehmung von Innenreizen) fügt er die Propriozeption dazu, durch welche die Eigenwahrnehmung geschieht. Bei der Patientin, von der Sacks berichtet, waren durch eine Arzneiunverträglichkeit die Nervenfasern beschädigt, die die Propriozeption leisten. Sie fühlte ihren Körper nicht mehr, konnte die Bewegungen nicht mehr koordinieren und erlebte sich ausgehöhlt. »Denn in gewisser Hinsicht ist sie tatsächlich ausgehöhlt und körperlos, eine Art Gespenst. Sie hat mit ihrer Eigenwahrnehmung auch die grundlegende, organische Verankerung der Identität verloren, – jedenfalls die der körperlichen Identität, die „des Körper-Ichs“, das für Freud die Grundlage des Selbst war: Das Ich ist vor allem ein körperliches! Eine solche De-Personalisierung oder De-Realisation tritt immer auf, wenn die Körperwahrnehmung oder das Körperbild tiefgreifend gestört ist« (ebd. 80).

Weber (2000, 177-197) hat eindrucksvoll herausgearbeitet, dass alle Wahrnehmung im Ursprung auf körperliche Bewegung zurückzuführen ist und beides eine Einheit bildet.

Luczak (2000, 136-162) macht darauf aufmerksam, dass es medizinische Anzeichen dafür gibt, dass unser Leib denkt, so weit es Nerven gibt. Sie spricht von einem zweiten Gehirn im Bauch, einem neuronalen Netz um die Därme. Deutlich wird jedenfalls, dass auch im Medizinischen die Trennung in Geist und materiellen Körper nicht so ohne weiteres haltbar ist.

Vehement wird in der Genderdiskussion aufgezeigt, wie die Abwertung des Leibes auf das weibliche Geschlecht übertragen wurde. Daly (1986) belegt die entsetzlichen Folgen bis in die Gegenwart hinein.

Stopcyk (1980) hat die überwiegend frauenfeindliche (und damit leibfeindliche) Grundtendenz der gesamten Philosophie zusammengetragen. »Das Geistige sei das Männliche und das Sinnliche sei das Weibliche« (ebd. 351ff). Sie fragt sich, »warum gerade Intellektuelle und besonders Philosophen die Frau mit Natur und Sinnlichkeit gleichsetzen, während sie sich selbst anders beschreiben« und sie vermutet die Antwort darin, dass derjenige, der Geist und Körper spaltet, die sinnliche Kraft seines Körpers als Störung empfindet.

Der Neurochirurg Damasio (1996) zeigt in überzeugender Weise an vielen Beispielen auf, wie Persönlichkeit zerfällt, wenn das Gehirn ohne Informationen aus dem Körper bleibt.

»Der menschlichen Leib ist Treffpunkt zwischen Mensch und Welt« ( Gordijn 1975, 21). Durch Tasten, Anfassen, Angreifen, Streicheln und Umarmen entsteht schon präreflexiv ein Bild vom Anderen in uns. In der Bewegung des Leibes

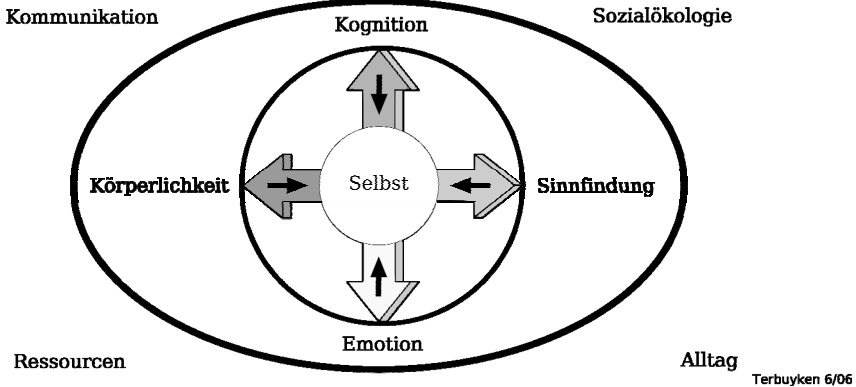


drückt sich seine Intentionalität auf Anderes hin aus. Mit Augen und Ohren nehmen wir es auf. Im Gefühl, mit dem wir es besetzen, verleihen wir ihm je spezifische Bedeutung für uns.

Trebels (1995, 116ff) spricht in Bezug auf Gordijn von der dialogischen Struktur zwischen dem bewegten Leib und der Welt, von intentionaler Bezogenheit. »...es ist ein Berühren der Welt und gleich ein Berührtwerden durch die Dinge (und Personen) in ihr. Die dialogische Struktur enthält die fragende Gerichtetheit auf die Welt und die Offenheit für empfangene Antworten« (ebd. 118). Hier wird Bewegung des Leibes nicht als messbare Ortsveränderung im Raum beschrieben, sondern als präreflexive Begegnung mit der Welt bzw. ein Erkennen von und Erkanntwerden durch die Welt in konkret-leiblicher Reflexion. Als Leib – bewegt und erlebt –, haben wir zwei gegensätzliche Dimensionen: Wir nehmen die Differenz zwischen den Dingen wahr und wir heben die Spaltung zwischen Ich und Welt auf. Haben wir diesen zweiten Zugang ein für alle Mal verloren? Gehen wir durch einen Wald, nehmen wir am Strand die Bewegung des Meeres auf, erklettern wir einen Berg, streifen wir durch eine Wohnsiedlung, betreten wir unsere Wohnung oder sind wir von einem Buch ergriffen, allemal können wir im Leib mehr spüren, andere Bedeutungen erleben als reine kausale Verknüpfungen.

Diese Bedeutungen verschmelzen auch Vergangenheit und Zukunft im gegenwärtigen Augenblick, sodass im Leib und seinen intentionalen Bewegungen kein kalendarischer Zeitablauf stattfindet, sondern eine zeitliche Integration. In der Liebe sind uns solche Erlebnismodi am bekanntesten. In ihnen findet – zunächst als Kleinkind – präreflexiv, später parareflexiv, also neben dem Denken, ein Vorgang statt, der Geborgenheit, Neugier und Orientierung begründet. Unsere Gesellschaften prävalieren die monadische Reflexionische Reflexion und verhindern damit ein relationales Weltverständnis bzw. verweisen es in kulturelle Reservate und ins Private. Bermann (1985) plädiert deshalb mit Vehemenz für die „Wiederverzauberung der Welt“. Diese intra- und intersubjektiven Erlebnisqualitäten werden auch „Quali“ (Singular: Quale) genannt (vgl. Gadenne 2000, 42ff). Die Äußerungen, Entwürfe und Versuche, die auf Konzepte dieser Art abzielen, sprechen dann nicht mehr von Körper (als Objekt), sondern von Leib. Dieser Unterscheidung schließe ich mich im Folgenden an: ich habe einen Körper und ich bin ein Leib.

Ich weise noch auf einen Vortrag hin, der diese Thematik besonders in Bezug zur Sozialarbeit behandelt (Terbuyken 2003, 2ff).



»In dieser einfachen Veranschaulichung zum Thema Lebenswelt wird deutlich, dass Körper eine zentrale Position einnimmt: Der Körper ist die Basis. Der organisierende Kern des Selbst als Zentrum der Person braucht für Wahrnehmung, Denken, Handeln für das In-der-Welt-Sein den Körper; Kinder erspüren, erfahren und erobern die Welt mit ihrem Körper; Sozialität in der Kommunikation ist nicht denkbar ohne Körperlichkeit, die Biografie manifestiert sich im Gedächtnis des Körpers als Schmerzerfahrung, Haltung, Verlust und Gewinnen von Möglichkeiten; Teilhabe an Ressourcen wird nur möglich über Körperlichkeit, das Bewusstsein von sich selbst ist nur über das reflexive Erspüren körperlicher Zustände möglich, unsere Orientierung in der Welt und zu anderen Menschen als emotional-motivationale Zu- und Abwendung finden wir in unserer körperlichen Befindlichkeit. Die Fragen der Sinnfindung in Auseinandersetzung mit den Fragen von Existenz und Endlichkeit werden uns durch unsere Körperlichkeit gestellt. Unterscheidbarkeit, Unverwechselbarkeit und Kenntlichkeit als Subjekt ist uns gegeben und stellen wir her über Arbeit am Körper. Der Körper schreibt über die allen gemeinsame Gesellschaftsgeschichte hinaus ein individuelles soziales Protokoll der Biografie. Die in diesem Protokoll spürbare Selbstgewissheit ist eine notwendige Bedingung für die Konstituierung des Selbst – sie bedarf aber immer der sprachlichen Stützung, die ermöglicht wird in der Kommunikation mit anderen.«

Der Choreograf Stephan Toss antwortete auf die Frage: »Lässt sich im Tanz die Trennung zwischen Körper und Geist wirklich aufheben?« unter Bezug auf Stravinski: „Sacre“ zeige, »wie weit im Tanz die Trennung von Körper und Geist aufgehoben werden kann.« Der Tanzkongress in Berlin 2006 warb für „körpergewordenes Wissen“ (vgl. Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 5.5.2006, 6).

Die Aufhebung von Spaltung, Man-Sein und Entfremdung sind sich stark meldende Tendenzen, die gegen die Devianz von Humanität auftreten. Ein reflektiertes Körpersein gehört dazu.

Gefühl ist das „Bewusstsein“ des Körpers. Diese etwas irritierende Aussage muss erläutert werden. Warmblütige Säuger haben – ausgehend von der Brutpflege – im Gefühl eine Wahrnehmungsmöglichkeit entwickelt, die über die Selbstwahrnehmung des Körpers hinausführt. Im Gefühl wird das Spüren des eigenen Körpers auf die Gegebenheiten außerhalb übertragen. Das Außen wird erfühlt, es ergreift das Gefühl. Auf der Bandbreite „Freude über –, Trauer wegen –, Wut auf –, Furcht vor –“ und den vielen Abkömmlingen entstand in einem langen Entwicklungsprozess eine Beziehung zwischen dem Innen und dem Außen, die als Gefühl wahrgenommen wird. Unterschiedliche Färbungen und Intensitäten gestalten sich als Informationen darüber, wie der einzelne Körper im Hier und Jetzt in seiner Situation aufgehoben ist. Als Gefühl erlebt der Körper das Außen nicht als eine in Objekte zergliederte Welt, sondern gleichsam wie eine Erweiterung seines Körpers. Er bekommt im Gefühl eine Orientierung über den Systemzustand, in dem sich die Ganzheit seiner Innenwelt-Außenwelt befindet.

Im Menschen hat sich diese Orientierung erhalten, wenn auch unter der Maßgabe des Rationalen sehr eingeschränkt. Wir erleben sie als intensives Gefühl für ein Kleidungsstück, unsere Wohnung oder eine Landschaft. Am stärksten finden wir das im Lieben und Geliebtwerden. Da sind wir beschwingt, zugewandt, milde, wach und die Welt lächelt uns zu. Gefühl kennt keine Räume zwischen den Objekten. Es erlebt Anwesenheit und Abwesenheit, aber es erlebt kein Nichts. In der Ergriffenheit des Gefühls erlebt der Mensch den systemischen Zusammenhang der Welt. Da dieses Prinzip alles Gegebene durchwaltet, kann er es an jedem Ort und zu jeder Zeit wahrnehmen. An jedem Meer, an jedem Stein, in jedem Gebirge, an jedem Duft, in jeder Begegnung mit einem Tier oder einem Menschen kann er dieses Prinzip erleben. Gefühl erlebt die Welt ganzheitlich und exemplarisch. Die Welt wird dabei als bewegt empfunden – auch kontrovers – aber nicht gespalten. Oder leben wir bereits in einer Zeit, in der das wirkungswissenschaftlich technoid-ökonoide System die Welt so sehr gespalten hat, dass Gefühle im Wesentlichen als Affekte, also als verletzte und ausgehungerte Gefühle in ihrer Destruktivität auftreten?

Gefühl kann eine wertende, orientierungsleitende Funktion haben, die lange vor dem denkenden Bewusstsein ausgebildet wurde (vgl. Holzkamp 1983a: 95ff). Sie vereinheitlicht alle Teilwertungen zu einer Gesamtwertung. Das Subjekt erschließt mithilfe seines Gefühls für sich selbst, was ihm in seiner subjektiven Lage die Informationen aus der äußeren Realität bedeuten und wie sie mit seiner inneren Realität zu vereinbaren sind. Ist ihm das Gefühl ein akzeptierter Partner seines

denkenden Bewusstseins, so kann das Subjekt es danach befragen, was es ihm in seiner Färbung und Intensität über die objektiven Bedingungen sagt. Die erkenntnisleitende Funktion des Gefühls gibt ihm im Hier und Jetzt damit eine Grundlage, wie er die Gesamtsituation für sich bewerten will. Erst durch diesen Vorgang entsteht so etwas wie unverwechselbare Subjektivität. Gefühl tastet gewissermaßen die Gesamtsituation ab, wozu die innere und äußere Welt des Subjekts gehören und stellt sie ihm als Gesamtinformation zur Verfügung (vgl. Tillmann 1986).

Gefühl kann Erlebtes aufbewahren. Es stellt von erlebten Situationen und ihren Bewegungen gewissermaßen Melodien her, die durch ähnliche Situationen sofort zum Abspielen aufgefordert sind. Lustvolle Melodien werden expressiv gefeiert, bedrohende je nach körperlichen Möglichkeiten mit Flucht oder Angriff abgewehrt. Menschen erleben die Wiederholung eines Vorgangs, wenn ihnen ähnliche Situationen aus früheren traumatischen oder euphorischen Erlebnissen einfallen.

Die gefühlte Verbindung des Leibes mit der Welt lässt Menschen Geborgenheit erleben. Das bedeutet nicht, dass er an jedem Ort geschützt ist, sondern dass er trotz allen rational-philosophischen Spekulationen existiert. Sein eigenes Dasein und das eigene Selbst sind dann unbezweifelbar, sind dann existenziell, wenn sie gefühlt werden. Hier ist auch das Apriori der humanen Werte angelegt.

In der abendländischen Abspaltung wird die Welt zu Stoff, der in Objekte zergliedert und nützlich neu zusammengesetzt wird. Gefühl und Leib sind Objektrollen zugewiesen. Leib wird zu Körper, Gefühl zur störenden Irrationalität. Das denkende Bewusstsein betrachtet alles vom Standpunkt des interessierten Zuschauers aus. Was brauchbar ist, wird verwendet, was unbrauchbar ist, wird Unkraut und Abfall. Das abendländische Denken reduziert sich auf stoffliche Erkenntnisstränge und davon abgespaltene intelligible Konstruktionen und abstrakte Wertschöpfungen, wobei die Verknüpfung dieses Wissens mit Macht wenig durchschaubar gemacht wird. Diese Strukturen behindern gelingendes Leben erheblich. Leib und Gefühl sind domestiziert. Gefühl, das die Beziehung zwischen dem Innen und dem Außen begründet, ist seiner Funktion beraubt.

Menschen werden in die von den Dressaten geprägten Beziehungsstrukturen hineingeboren. Analog dazu, wie die Körper Abbildungen der unterschiedlichen Lebensräume sind, so sind die Subjekte in ihrer Unterschiedlichkeit Abbildungen dieser Beziehungsstrukturen. Das Bild ihrer Innerlichkeit entspricht dem Muster, das sie in ihrer Sozialisation und Enkulturation angetroffen haben. Aber das Gefühl revoltiert gegen diese Formungen. Es spürt seine Verirrungen in den leeren Räumen zwischen den Objekten. Es setzt Sehnsüchte und Ängste frei. Diese

werden von den wirksamen Beziehungsreglern, den Dressaten, unterdrückt und ausgegrenzt. Alle diese Unbehaglichkeiten verstören das Gefühl.

Die traditionale Trennung von Leib-Gefühl und denkendem Bewusstsein und die Ich-Eingeschlossenheit von Gefühlen als folgenlose antirationale Innerlichkeit ist keine natürliche Gegebenheit, sondern sie ist Ausfluss einer Gesellschaft, in der Menschen der gesellschaftlichen Realität ausgeliefert sind und von Anfang an von Rivalitäts-, Hierarchie- und Sexismusstrukturen geformt werden. Sind Menschen nur unter diesen Aspekten sozialisiert, sind Gefühle nur Störfaktoren und müssen domestiziert werden. Ein denkendes Bewusstsein, das im Gegensatz zu einer »unhinterfragbaren emotionalen Innerlichkeit« steht, ist »... in einem elementaren Sinne orientierungsloses Denken...« (Holzkamp 10/1983, 62). Es ist durch die Ausklammerung subjektiver Betroffenheit ein individuelles Spiegelbild der gesellschaftlichen Entfremdungen und Herrschaftsmechanismen »Ein solches losgelöstes Denken hat quasi sein Subjekt verloren, es ist, auch wenn es an uns stattfindet, nicht mehr „unser“ Denken, also recht eigentlich das Gegenteil von dem, was es zu sein vorgibt, Irrationalität im Gewande des Rationalen« (Holzkamp ebd.). Irrational ist dieses losgelöste Denken auch deshalb, weil das ausgesperrte, funktionslose und deshalb verletzte Gefühl sich – gewissermaßen partisanenhaft – in das denkende Bewusstsein einschleicht und rächt. In diesem Prozess bilden sich auch grundlegende Charakterstrukturen aus (vgl. Tillmann 1986, 33ff).

Der normale Sozialisations- und Enkulturationsprozess ist auch eine Verletzung des Gefühls. Der gängige Begriff „Anmache“ bezeichnet eine provozierend-aggressive Kontaktaufnahme. Anmache kann man mit Affektivität übersetzen. Ich definiere Affektivität als ein Persönlichkeitsmerkmal, das durch die Verletzung des Gefühls, bei der Durchsetzung des denkenden Bewusstseins und der Dressate geschieht. Sie wird lebenslang als spezifische menschliche Aggression abregiert. Kein Kind wird jedoch als krummes Holz geboren. Aggressivität wird auch gelernt. Die kulturelle Angst vor der Irrationalität ist die Angst vor der Affektivität, vor dem Handeln, das vom verletzten Gefühl gesteuert wird. Menschliche Aggressivität ist stärker ausgeprägt als tierische. Die „Anmache“ des Gefühls zeigt sich als Aggressivität in unterschiedlichsten Formen: von struktureller Gewalt bis zu körperlicher und kriegerischer. Diese Realität ist in Vergangenheit und Gegenwart deutlich sichtbar. In der trajektiven Ethik wird dieser Gedanke noch einmal aufgenommen.

Die abendländische Grundkonzeption – Herrschaft des denkenden Bewusstseins über Körper und Gefühl – ist als idealisiertes und projiziertes Menschenbild Modell für die Figurationen der Gesellschaften und das Handeln in ihnen: Frauenfeindlichkeit, Rassismus, Kolonialismus, Krieg zur Durchsetzung von wirtschaftlichen Interessen, Zerstörung der Natur etc. sind Spiegelbilder der inneren

Verfasstheit. Menschen schaffen ihre Gesellschaftsstrukturen als Abbild ihrer inneren Verfasstheit. Gesellschaften schaffen sich Menschen als Abbilder ihrer Strukturen. Eins bedingt das andere. Der Streit, was hier Henne was Ei sei, ist lediglich ein Produkt des Dressats Rivalität: Rivalität zwischen den wissenschaftlichen Interpretieren.

Leibsein in Bewegung ist das Apriori der menschlichen Praxis. Ohne die Teilnahme des Leibseins an den Handlungen des denkenden Bewusstseins wird das Theorie-Praxis-Problem in der Sozialarbeitswissenschaft nie gelöst werden. Gefühl als das Ergreifen und Ergriffensein von Welt, ist das Apriori der menschlichen Empathie. Ohne die Teilnahme von Leib und Gefühl an den theoretischen Bemühungen der Sozialarbeitswissenschaft bleibt sie ohne eine unverwechselbare Metatheorie und ohne charakteristischen Unterschied zu den traditionellen Wissenschaften vom Menschen.

Der Verlust der Wahrnehmung des Leibs als Spiegelung der Welt und damit der Verlust der Wahrnehmung seiner Bewegung als Grundprinzip alles Handelns und damit aller Praxis stört die Herausbildung von echter Sozialität, verhindert also Beziehung. Der Verlust der Wahrnehmung des Gefühls als Atmosphäre der Begegnung und damit der Wahrnehmung der Gewissheit der Aufgehobenheit, des sicheren In-der-Welt-Seins, verursacht die Spaltung des Weltbezugs. Das Innen und das Außen und das Außen des Menschen sind dadurch getrennte Bereiche, die durch vermeintliche Rationalismen kommunizieren. Menschen gleichen dabei den fensterlosen Monaden. Andersheit kann so nicht vermittelt werden. »Wann wird die Handlung des Denkens die Gegenwart des Gegenüberlebenden ertragen, einschließen, meinen? wann die denkerische Dialektik zur Dialogik werden? zu einer unsentimentalen, unaufgelockerten, zu einer strengen denkerischen Zwiesprache mit dem jeweils gegenwärtigen Menschen?« (Buber 1962, 202).

Beziehung zwischen Menschen ist immer bedroht, denn Menschen machen sich immer Fantasien über Beziehungen. Diese Fantasien sind für jeden eine Realität, die sein Handeln bestimmen. Die Dressate verhindern oder erschweren die Überprüfung mit der äußeren Realität, weil die Veröffentlichung verwundbar macht. Eine ethische Forderung ist, Räume zu schaffen, in denen solche Abgleichungen offen möglich wären. Im Wie-Modus der trajektive Ethik wird angedeutet, wie das umzusetzen ist.

Als trajektiv bezeichnete ich die Vorstellungen und Denkweisen, die ein erkennendes Bewusstsein zum Handeln auffordern, das mit wahrnehmendem Leibsein und wahrnehmendem Gefühl ausgestattet ist. Daraus erwächst die empathische Fähigkeit, Anderes in seiner Besonderheit wahrzunehmen. Der linearen Objektivität wird die vage, jedoch ganzheitliche Erfassung der individuellen Verfasstheit

des anderen in seiner Kontextgebundenheit und Komplexität eingefügt. Gelingt das, entsteht qualifizierte/professionelle Beziehung. Konfrontiert mit trajektivem Denken wird der Begriff Objektivität erschüttert und seine Relativität sichtbar gemacht. Konfrontiert mit trajektivem Denken wird der Begriff Subjektivität eingeschränkt und seine Empathiefähigkeit wirksam.

Sozialarbeitswissenschaft kann die Voraussetzungen dafür schaffen, dass solches in Lehre und Forschung Prinzip wird.

## 5. Resümee

Ausgehend von dem Bild der Fähre wird der tradierten abendländischen Spaltungstendenz der Begriff „Trajektivität“ gegenübergestellt und der Sozialarbeitswissenschaft angeboten. Aus der antinomischen Dualität „Subjektivität – Objektivität“ wird eine Triade, welche die Differenzen – und damit die Andersheiten als anders – ebenso akzeptiert wie die Übergänge in den Blick nimmt. Eine solche Vernunft beendet das Sieger-Denken und nähert sich dem schwachen Denken an. Das bedeutet den Verzicht auf ontologieartige Konzeptionen und die Suche nach den Zusammenhängen von Erkenntnis und den Dressaten. Es setzt eine trajektive, sozialarbeitswissenschaftliche Vernunft voraus, die den reduzierten, kausalen Weg der Wirkungswissenschaften nicht zu imitieren versucht.

Wesentlich ist, dass Trajektivität die Gegensatzpaare in Kontakt bringt, indem sie jeden Teil auffordert, den Anteil des Gegensatzes, den er in sich selbst trägt, in sich selbst aufzusuchen. Trajektivität stellt gewissermaßen die Grundversorgung mit den abgewehrten Theorien und Paradigmen der Gegenseite im Innen sicher. Was ist in meinem Wahren und Richtigen falsch? Was ist in deinem Falschen wahr und richtig?

Ein ganz zentrales Axiom der Trajektivität ist die Befreiung von Leib und Gefühl, die von einer abstrakten, eindimensionalen Rationalität kolonialisiert sind. Es zeigt sich, dass durch Dekonstruktion dieses Herrschaftsanspruchs ihre reflexions- und wertkonstitutiven Möglichkeiten freigesetzt werden könnten. Gefühl ist die ontische Gewissheit für Dasein und Beziehung, für Existenz und Geborgenheit. Leib ist die erste Praxis des Menschen und bildet in seinem denkenden Bewusstsein die Voraussetzung, einen Begriff dafür bilden zu können. Diese Freisetzungen böten die Chance, dass die Spaltungen des Leitmotivs der Moderne – der Vernunft – durch Überfahrten der Fähre an Fluidität gewinnen könnten. Die fehlorientierten Energien des Körpers und der Affekte, welche die Wirksamkeit der Dressate aufrecht erhalten, würden als Energien des Leibs und des Gefühls die Räume, die das entleerte Zwischen im denkenden Bewusstsein hinterlassen musste, wieder besetzen und es zu neuem Leben erwecken. Damit wäre Tra-

jektivität die Instanz, die der Vernunft die Möglichkeit gibt, eine dynamische Balance zwischen Stabilität und Fluidität zu halten.

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren  
Sind Schlüssel aller Kreaturen,  
Wenn die, so singen oder küssen,  
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,  
Wenn sich die Welt in's freie Leben,  
Und in die Welt wird zurück begeben,  
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten  
Zu echter Klarheit werden gatten,  
Und man in Märchen und Gedichten  
Erkennt die ewgen Weltgeschichten,  
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort  
Das ganze verkehrte Wesen fort.  
Novalis

Wir sollten Novalis, der die Spaltung hier so dicht beschreibt, bitten, dem Wünschen auch noch das Handeln, das „Wie“ anzufügen, vielleicht sein Gedicht noch um vier Zeilen verlängern:

Gelehrter! Du! verletzter Wiederkäufer!  
Dein Denken braucht den Rausch, die Lust, ein Beben.  
Vernunft und Wissen wollen Abenteuer,  
Denn Geist und Handeln wurzeln tief im Leben.

Sozialarbeitswissenschaft sollte ihre metatheoretischen Arbeiten im Kontext der dargestellten Angebote ansiedeln. Trajekktivität heißt, Versuche zu wagen: Sozialarbeitswissenschaft könnte unterschiedliche Versionen von Vernunft akzeptieren. Sie könnte das scheinbar Unhinterfragbare hinterfragen und dabei voraussetzen, dass Widerstand innen beginnt. Sie könnte besinnliches Denken als Modus ihres Denkens ausprobieren und lernen, dass Widerstand im Innen und Außen ein langsamer Prozess ist, den Gouvernanten nicht gestalten können. Sie könnte als Erste ihre grundlegenden Theorien aus einem Beziehungsbegriff ableiten, der eine lebendige Vernunft ermöglicht. Intuitiv ist das in der praktischen Sozialarbeit schon immer eine Selbstverständlichkeit. Die Theorie ist da wohl noch nicht so weit.



## Teil III Trajektive Sozialarbeitswissenschaft: Schwache Wissenschaft

### 1. Anthropologie von unten: das Zurechtkommen

Bevor es möglich ist, stärker in die Besonderheiten der Sozialarbeitswissenschaft einzusteigen, ist es geboten, ein Menschenbild zu skizzieren, das von unten blickt, sich also an Menschen orientiert, die kein herausgehobenes Leben führen.

Menschen finden sich in einem sozialen Gefüge vor, das zu einer Welt gehört, von der heutzutage wohl alle wissen, dass sie mit einem „big bang“ anfang, sich über die Entwicklung der Materie, des Lebens, des intelligenten Lebens und seiner Geschichte bis zu diesem Augenblick entwickelte. Man weiß auch, dass diese Welt in einer vermutlich weit entfernten Zukunft möglicherweise ein Ende haben wird. Die existenzielle Welt jedes Menschen ist viel kleiner: ihr big bang ist seine Geburt, ihr Ende ist sein Tod. Die Wissenschaften vom Menschen haben ungeheuer viel darüber nachgedacht, was das Wesen des Menschen sei. Sie haben das in einer Fülle von Veröffentlichungen dargelegt, die kein Mensch mehr überblicken kann. Insofern sind auch die Gebildeten partiell ungebildet und nicht nur die, die mit wenig Bildung unten leben.

Menschliches Leben ist das einzige Leben, das wir kennen, das seine begrenzte Zeit zwischen Leben und Tod weiß. Das hat Konsequenzen, die es von allem anderen Leben unterscheidet. Ausgestattet mit dem Trieb allen Lebens, sich selbst zu erhalten und darüber hinaus ausgestattet mit dem Bewusstsein der zeitlichen Begrenztheit, zwingt es den Menschen dazu, sein Leben zu verdichten, zu intentionalisieren und zu transzendieren: menschliches Leben ist immer der Versuch, Wege zum Erleben zu finden. Menschen wissen, dass ihr Leben keine Generalprobe ist. Die Angst, dass ihr Leben nicht gelingt, begleitet sie offen und versteckt ihr ganzes Leben lang. Die kleine innere Welt jedes Menschen ist ständig in Entscheidungsprozesse mit der großen, ihn umgebenden äußeren Welt verstrickt. Von unten nach oben in die Hierarchie geblickt, verheißt der Aufstieg in ihr Anerkennung, ja Ruhm, Liebe und Geliebtwerden, Reichtum und Angstminderung. Das verspricht den Menschen, ihr Leben als Erleben wahrnehmen zu können und fordert sie auf, ihre Kräfte einzusetzen, ihr Leben zu gestalten. »Denn wonach der Mensch gesucht hat, das ist wahrhaftig nicht Leiden und nicht Lust, sondern einfach Leben« (Wilde 1970, 73). Sie fragen sich bei der Begegnung mit allen Dingen, Sachverhalten und Menschen: „Welche Bedeutung hat das für mich, für meine Suche nach dem Erleben?“ Sie lernen früh die Norm, dass es wertvollere und weniger wertvolle Menschen gibt: „Der Mann muss hinaus ins

feindliche Leben...“ und „... zu dienen lerne beizeiten das Weib nach seiner Bestimmung...“. Später lehnen sie sich trotzig gegen die Normen der Familie auf. Haben sie diesen Kampf verloren, wird ihnen die Schulreife zuerkannt. In der Schule erfahren sie, was Selektion bedeutet. Sie fangen an zu verstehen, dass Lerninhalte nicht als Eigenwert zu verstehen sind, deswegen auch Stoff genannt. Unter ihrer inhaltlichen Bedeutung kommt ihre an den Dressaten orientierte Funktion für die Regelung der Beziehungen zum Vorschein. In der Pubertät lehnen sie sich gegen die Normen der Gesellschaft auf. Haben sie auch diesen Kampf verloren und haben sie das durch genügend Unterwerfungsrituale kundgetan, wird ihnen die Mündigkeit, die Volljährigkeit zuerkannt. Sind die Weichen für die Einmündung in die Schichten der Berufsvollzüge gestellt, setzt sich der Kampf ums Erleben endgültig fort. Die Fittesten setzen sich durch. Oben heißt Stärke, sichtbar gelungenes Leben, Unten ist Schwäche und Zurechtkommen. Natürlich gibt es zwischen dem Oben und dem Unten jeweils eine weite Bandbreite unterschiedlicher Gestaltungen und zwischen ihnen viele Abstufungen.

Für den Blick vom Unten aus ist das Zurechtkommen von Bedeutung. Irgendwann auf ihren Lebenswegen realisieren viele Menschen, dass sie zur wenig bedeutsamen Masse gehören. Dies hat Resignation, die jedoch mit Eigensinn gepaart ist, zur Folge. Die Wohnung wird schön gemacht, der Schrebergarten gepflegt, das Auto geputzt, der Fernseher benutzt, den Oberen nicht geglaubt, der Kitsch geliebt, nicht Erlaubtes gedacht und die Verachtung dafür ertragen. Die Kinder werden geliebt und es wird als Glück und Entlastung empfunden, wenn man sie möglichst auf einem Weg platzieren kann, der ein bisschen nach oben führt. Hund, Katze, Meerschweinchen und Wellensittich hat man gern. Auch Freundschaften werden gesucht und nach Möglichkeit gehalten, das Auskommen gesichert. Feierabend, Wochenende und Urlaub als Raum der Selbstbestimmung gefeiert, Krisen und Unglücke und Trennungen werden irgendwie überstanden.

Wer die Klugheit und Liebenswürdigkeit dieses Lebens nicht spürt, sollte eine Ahnung davon bekommen, dass er vielleicht ein wenig gelingendes Leben führt – auch wenn er Opernarien sammelt. Das ist die Unschärferelation, die die Wissenschaften vom Menschen begleitet. Menschen sind nie ganz ausrechenbar. Sie bleiben gegen souveränere Aufklärung resistent und passen sich trotzdem an. Es bleiben Sehnsüchte und Träume, die wichtig sind, ein schwer erklärbarer Rest. Unterhalb der offiziellen Inhalte spielt sich auf der Beziehungsebene der Versuch der Menschen ab, ein wenig Erleben zu ergattern. Die Alltagssprache drückt das aus: Resigniert vor der Übermacht heißt es nach außen „mit uns kann man’s ja machen“ und eigensinnig nach innen „was innen ist, geht niemanden was an“. Von unten betrachtet, sind Kultur und Zivilisation auch Belehrungen, die Herrschaft legitimieren und Werkzeuge der Benachteiligung. Die Menschen unten erleben sie selten als Erhöhung ihres Daseins. Die Anderen sind gebildet,

reich, prominent, bekannt, wichtig, bedeutend, anerkannt. Man weiß zwar, dass man etwas, ziemlich oder ganz unten ist, nicht dazu gehört und wenig bedeutsam ist. Aber: Dressur gelingt nicht total. Man rackert, mogelt sich so durchs Leben, bald schon ohne große Illusionen. Man ist kein allzu böser Mensch, nur etwas listig und resigniert. Man lebt zwischen Angst und Stärke, zwischen Wunsch nach Anerkennung und als gering erlebter Bedeutung, zwischen Liebe und Ablehnung. Zurechtkommen als Lebensmaxime. Es gibt ein Leben vor der Klientifizierung.

Jeder Mensch hat seine je eigene Welt, so wie er sie erfährt. Sein Standpunkt, seine Perspektive und seine spezifischen Begründungszusammenhänge sind das Produkt seiner äußeren und inneren Erfahrungen. Dieses Selbst- und Weltbild ist eine Leib-Gefühls-Denkeinheit, um deren Aufrechterhaltung jeder Mensch lebenslang bemüht ist, um deren Akzeptanz er dauernd bemüht ist. Die Balance zwischen Autonomie und Interdependenz ist ein schwieriger Akt. Ohne die Anerkennung seiner Person als spezifischer Leib-Gefühls-Denkeinheit kann ein Gefängnisinsasse ebenso wenig auf Dauer seine Menschlichkeit aufrechterhalten wie ein Wissenschaftler. Anerkennung ist Bestandteil der Intersubjektivität (vgl. Honneth 1992). Sie ist stets bedroht in einer Gesellschaft, die auf Rivalität, Hierarchie und Sexismus hin sozialisiert. Die Folge ist, dass nicht menschliche Entwicklung im Zentrum steht, sondern Kapitalverwertung, Herrschaftssicherung und dazu adäquate Rollen- und Rassendiskriminierung. Das Grundgefühl des Lebens ist gestört.

Beispielhaft lässt sich dieser Zusammenhang auch bei Marx und Heidegger aufzeigen. Marx' Analysen beschreiben den Menschen, der zum Objekt geworden ist und seinen Mitmenschen als Objekten in einer Gesellschaft begegnet, deren Herrschaftsverhältnisse nicht transparent sind. Das wahre Subjekt ist das nicht Personen zuzuordnende Kapital. Der Mensch ist um seine Selbstbestimmung betrogen und der möglichen Humanität entfremdet (z. B. Marx 1970, 75ff).

Heidegger hat in seiner Analyse des „Man-Menschen“ den in Effizienz und Funktionalität befangenen neuzeitlichen Menschen beschrieben. »Weil das Man jedoch alles Urteilen und Entscheiden vorgibt, nimmt es dem jeweiligen Dasein die Verantwortlichkeit ab« (Heidegger 1972, 127). Auch hier wird darauf aufmerksam gemacht, wie mögliche Menschlichkeit verfehlt wird. Heideggers Hinweis, mit dem Denken bei den Vorsokratikern neu anzufangen, müsste – so es gelänge – dem europäischen Abendland und seiner globalen Ausweitung eine neue Richtung geben.

Marx und Heidegger sollen hier nicht weiter expliziert werden. Der Sinn, an sie zu erinnern, besteht in etwas anderem. Beide denken von ganz verschiedenen Ursprüngen her, werden jedoch als gegensätzliche Positionen eingeordnet. Das ist

der abendländischen Ausrottung des „Zwischen“ zuzurechnen. „Man“ und „Entfremdung“ sind parallele Beschreibungen des gleichen Zustands, zielen auch in die gleiche Richtung: den Selbstmissbrauch des im abendländischen Denken befangenen Menschen, der die Wirksamkeit der spaltenden Dressate – den Schatten seiner Soziokultur – verdrängt. Auch in der Kunst sind viele verwandte Tendenzen zu finden, die sich auf der gleichen Spur befinden. Der gesamte Expressivismus ist ein Aufstand gegen die karzinomische Durchdringung aller Lebensbereiche durch die Kultur der Wirkungswissenschaften, die den Menschen zum „Man“ entfremdet, nicht zu sich selbst kommen lässt.

Holzcamp hat diese Einschränkung des Menschen, aber auch den Bereich der Entschränkung in seiner Entwicklung einer Psychologie vom Subjektstandpunkt deutlich gemacht (vgl. 1992, 49ff). Er zeigt auf, »dass man – in dem Maße, wo gesellschaftliche Verhältnisse sich als verselbständigte Produktions- und Reproduktionssysteme herausgebildet haben – von einer einfachen Determination individuellen Verhaltens durch die Lebensumstände nicht mehr ausgehen darf« (Holzkamp 1992, 49). Die gesellschaftlichen Handlungsdeterminanten sind zu Handlungsmöglichkeiten innerhalb bestimmter Grenzen geworden, das Individuum kann sich in diesem Rahmen zu gesellschaftlichen Einflüssen bewusst verhalten. Es bildet – so Holzcamp – subjektive Handlungsgründe, die »eine generelle Vermittlungsebene zwischen den gesellschaftlichen Bedeutungsstrukturen und individueller Lebenstätigkeit darstellen« (Holzkamp ebd.). »Psychische Funktionen in ihrer menschlichen Spezifik vollziehen sich im „Begründungsdiskurs“, der den unspezifischen „Bedingtheitsdiskurs“ in sich aufhebt und überschreitet« (Holzkamp ebd.). Gründe sind immer nur vom Standpunkt des Subjekts zu formulieren, d. h., sie sind immer die Gründe dieses bestimmten Subjekts. Sie sind immer in der ersten Person zu verstehen, also vom Ich her und nicht in der dritten Person. »Die Nachvollziehbarkeit meiner Handlungsgründe für andere und für mich selbst ist darin fundiert, dass niemand seinen Lebensinteressen, wie er sie erfährt, bewusst zuwider handeln kann« (Holzkamp ebd.). Dieses »einzige Apriori menschlicher Intersubjektivität« ist die Bedingung der Möglichkeit zwischenmenschlicher Verständigung. Damit wird sie auch subjektwissenschaftlicher Erkenntnis und Analyse zugänglich.

Zurechtkommen ist ein doppelsinniges Wort: Zum einen ist es ein Sicheinrichten in den dressat geleiteten gesellschaftlichen Bedingungen. Zum anderen ist es das Verflüssigen der Dressate, um Lebensinteressen ein bisschen zu gestalten. Die Lust am Dasein kann Dressate aufschmelzen. Zurechtkommen meint eben auch, zu seinem Menschenrecht zu kommen. Beide Bedeutungen sind gemeint.

Das Leben im „Zurechtkommenmüssen“ kann zuweilen wenig gelingen oder gar entgleisen. Es gibt viele Arten von Devianzen. Für diese Menschen und die, die

oben scheitern und nach unten abstürzen, ist Sozialarbeit zuständig. Sie ist „Not“-wendig. Es zeigt sich jedoch, dass die Frage, wer Klientin oder Klient ist, kaum definierbar ist. Das liegt daran, dass die individuellen und gesellschaftlichen Bedingungen eine Gemengelage ergeben, die in Wirklichkeit nicht durchschaubar ist, weil sie einem steten Wechsel unterworfen ist. Beispielsweise bleibt es abzuwarten, ob sich bei den Handy-Kindern eine Gruppe herausbildet, die die Nabelschnur nie abzutrennen lernt. Ob und welche Symptome sich dabei entwickeln, und ob diese Kinder einmal Klientel der Sozialarbeit sein werden, weil sie möglicherweise keine Distanz aushalten, in der Individuation stattfindet, ist eine unalkalulierbare Nebenwirkung. So bleibt die Beantwortung der Frage, wer Klientel der Sozialarbeit ist, eine inhaltlich immer neu zu bestimmende Aufgabe der Sozialarbeit und Sozialarbeitswissenschaft. Um den grundsätzlichen Rahmen dazu geht es im Folgenden, wobei die ethischen Implikationen noch etwas später behandelt werden.

## **2. Zum Programm der Metatheorie einer Sozialarbeitswissenschaft**

### **2.1 Annäherung: Aufgabe der Sozialarbeit**

Soziale Arbeit kümmert sich um Menschen, die in der spezifischen Figuration der Gesellschaft, in die sie hineingeboren oder eingewandert sind, nicht zurecht kommen, es nicht wollen oder wollen können. Das drückt sich dadurch aus, dass sie unter der Armutsgrenze verkümmern oder deviant, krank, seelisch verstört sind und vieles mehr. Sie fallen aus dem Bereich ihrer Gesellschaft heraus, den wir gemeinhin als Normalität bezeichnen. Soziale Arbeit stellt Hilfen in Form von Prä-, Inter- und Postventionen bereit. Dabei mischen sich sozialarbeiterische Aspekte (direkte Hilfsmaßnahmen) und sozialpädagogische Aspekte (resozialisierende Erziehung), die durchaus auch als organisatorische Maßnahmen auftreten können. Wer diese beiden Aspekte als grundsätzlich getrennte soziale Arbeitsbereiche begreifen möchte, sollte einen Blick in die Geschichte der Sozialen Arbeit werfen und sich klar machen, dass beispielsweise Jugendhilfe und Kindergarten Antworten auf die sozialen Verwerfungen des Industriezeitalters waren. Ebenso sind alle Jugendbildungseinrichtungen, lebenswelt- und stadtteilorientierte Erwachsenenbildung, Schulsozialarbeit und vieles mehr Prä-, Post- oder direkte Interventionen.

Ein Beitrag zur Gegenstandserklärung der Sozialarbeitswissenschaft listet sehr übersichtlich und umfassend die zentralen Erklärungsansätze für die Notlagen auf, die Sozialarbeit notwendig machen (vgl. Klüsche u. a. 1999, 70-80). Ich zähle unter den 84 dort genannten Ahnen, Paten und der Kernfamilie dieser Theorieansätze ca. 75, die eindeutige Defizite der Soziokultur benennen. Sozialarbeit und

ihre Wissenschaft müssen ohne Einschränkung dazu stehen, dass Defizite der Ausgangspunkt ihrer Aufgaben, ihres Denkens und Handelns sind. Alles andere ist Schönfärberei. Deswegen sind sie nicht defizitorientiert. Im Gegenteil, die Benennung des Mankos und seine Bearbeitung, das Ansetzen an den Ressourcen der Klienten und das Erschließen der gesellschaftlichen Hilfsquellen, sowie der gesellschaftskritische Blick sind in einem optimistischen Menschenbild begründet.

Je nach Standpunkt wird die Nichtproduktion gesellschaftlich gewünschter Lebensvollzüge der Klientel als Versagen, Unfähigkeit, Schuld oder Schicksal verbucht. Mögen der einzelnen Klientin oder dem einzelnen Klienten auch noch so viele generelle Momente anhaften oder zu beobachten sein, Sozialarbeit hat es immer zunächst mit einem individuell bestimmten Menschen zu tun. Sie erschließt ihm das Fahrwasser zu den Hilfssystemen, zur Wiedereingliederung in das gewünschte Verhalten. Sie wirbt für Verständnis, dass auch Lebensvollzüge außerhalb des gewünschten Rahmens möglich sind, wenn sie andere nicht mehr schädigen, als diese aushalten können. Ob Sozialarbeit mit Kindergartenkindern oder mit Inhaftierten zu tun hat, sie setzt immer in zweifacher Hinsicht an den Stärken ihrer Klientel an. Zum einen spürt sie in jedem Noch-nicht-Können und in jeder Devianz die Fähigkeiten auf, die noch verborgen, behindert, beschädigt oder zerstört sind. Sie hebt im weitesten Sinne ab auf den Versuch, Wachstum zu ermöglichen, die Lahmen gehend und die Blinden sehend zu machen. Dabei vertraut sie immer auf das vorhandene Potenzial. Im Einzelnen wird sie es mit ganz unterschiedlichen Graden von Stärken zu tun haben, aber das Muster hält sich durch: der Fokus der Intervention ist die Stärke der Klientin, des Klienten. Das ist auch so, wenn diese zunächst nur Geld und Trost benötigen. Deswegen muss Sozialarbeit rechtliche, soziale und beziehungsmaßige Ressourcen erschließen können. Diese Blickrichtung geht zu den Möglichkeiten, die einen Platz an dem jeweiligen sozialen Ort finden bzw. wiederfinden lassen. Das gilt, um es noch einmal deutlich zu machen, für Kindergartenkinder genauso wie für Inhaftierte. Zum anderen spürt sie den Protest auf, der durch Retardierung, Verweigerung und Devianz existenziell wird. Jede scheinbar unangemessene Negation trägt ein gewisses Maß an Protest gegen verborgene Inhumanitäten in sich. Insofern ist das Negativpotential eine ganz wichtige Forschungsspur für Sozialarbeitswissenschaft. Sie versucht zu entschlüsseln, welche Stärken und Lösungskreativitäten in Verhaltensformen und Handlungsweisen verborgen sind, auch wenn diese den gesellschaftlichen Anforderungen nicht entsprechen, ja sogar destruktiv sind. Schon hier wird deutlich, in welchem Maße Theorie und Praxis integrativ arbeiten müssen.

Entschlüsselungen dieser Art verweisen auf gesellschaftliche Strukturen, die sozialarbeiterische Klientelbildungen begünstigen, ja sogar erzeugen. Dabei nähert Sozialarbeit sich den Lebenswelten nicht mit vorher gebildeten Prinzipien, die

bereits die Maßstäbe für die Entschlüsselung festlegen und Ergebnisse antizipieren, sondern sie geht ohne Absichten und Muster an ihren Praxisort, einfühlend und wahrnehmend. Erst nach diesem Prozess konfrontiert sie diese Erfahrungen mit ihrem Fachwissen. Ein solch emotionaler Zugang bedeutet nicht, dass Verstehen mit Akzeptieren gleichzusetzen wäre, ein Fehler, der für Sozialarbeit nicht untypisch ist.

Der Erkenntnisweg der Sozialarbeit ist nicht vom Generellen zum Konkreten. Er beginnt beim Konkreten und führt zum Generellen, das Sachverhalte erhellen kann, möglicherweise jedoch immer wieder erschüttert wird. Dieser Ansatz „von unten“ schließt den Blick auf das Individuelle mit dem theoretischen Wissen zusammen. Ebenso ist es keineswegs ein defizitorientierter Ansatz, denn ohne vorschnelle Einordnung in eine vorgeprägte Defizitkartei ist die Wahrnehmung der individuellen Person und ihres Kontexts sehr viel besser möglich. Dieser Ansatz fordert die Sozialarbeitswissenschaft auf, über den Weg des Gesprächs mit Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern – dichter als es in den Wissenschaften üblich ist – in den Schatten der Gesellschaft und deren Kulturen zu schauen. Wo dieser Blick verweigert wird, und die Exkludierten gemäß modischer Kritikabstinenz zu Kunden etc. euphemisiert werden, ist wohl von Analyseverweigerung zu sprechen. In Anlehnung an Brecht's „Leben des Galilei“ (14. Akt) lässt sich sagen: »Ich halte dafür, dass das einzige Ziel der Sozialarbeitswissenschaft und ihrer Praxis darin besteht, die Mühseligkeit der Klientel zu erleichtern.«

## **2.2 Theoretische Perspektiven einer Sozialarbeitswissenschaft**

Um einige Folgerungen aus den bisherigen Darlegungen zu ziehen, komme ich zunächst auf die in der Einleitung benannten, von Sahle verglichenen fünf Paradigmen der Sozialarbeitswissenschaft zurück. Ihrer präzisen und sehr lesbaren Darstellung stimme ich zu, möchte aber zwei Anmerkungen machen. Sie schreibt am Ende ihrer Ausführungen resümierend:

»Bleibt festzuhalten, dass die Gemeinsamkeiten zwischen den Paradigmen größer sind als die Unterschiede. Von einer echten Konkurrenz und Rivalität zwischen ihnen kann nicht die Rede sein. Positiv gewendet heißt das auch, dass die Disziplin Soziale Arbeit nicht wirklich zerrissen wird von theoretisch begründeten tiefen paradigmatischen Spaltungen. Dafür fehlt es den Paradigmen an Spezifik. Die Koexistenzweise ist eher eine der gegenseitigen Anteilnahmslosigkeit (Schurz 1998, 29). Eine ernsthafte inhaltliche Auseinandersetzung und Kooperation findet bisher kaum statt« (Sahle 2005, 331).

Zunächst möchte ich anmerken: ist tatsächlich echte „Konkurrenz und Rivalität“ wirklich so wünschenswert? Eine sprichwörtliche Redensart der wirkungswissenschaftlichen Triade ist: „Konkurrenz hebt das Geschäft“. Das bedeutet, dass sie

die Erträge steigert, Wachstum befördert, Mehrwert erzeugt. Mir scheint, dass es möglicherweise nicht gut ist, sich an solchen Prinzipien zu orientieren. Die europäisch-westlich geprägte Welt scheint allmählich an ihrem Wachstum zu ersticken. Sie leidet an dem Dilemma, dass der Versuch, dieses zu stoppen, katastrophale Zusammenbrüche einleitet. Auch Krebserkrankungen sind ein ungebremstes Wachstum. Sozialarbeitswissenschaft sollte deswegen darüber nachdenken, welche Gefährdung von ungebremsten Wissensexplosionen ausgeht (vgl. Nowotny 1999, 87ff). Allerdings teilt Sahle gleichzeitig mit, wie Konkurrenz und Rivalität durchaus stattfinden. Es wird nicht gelobt, es wird nicht kritisiert, die Beziehungen zwischen den Paradigmen beschreibt sie in Anlehnung an Schurz als gegenseitige „Anteilnahmslosigkeit“. Anteilnahmslosigkeit ist die schärfste und fruchtloseste Verurteilung, allerdings in Form einer neurotischen (bzw. dressatgeleiteten) Form. Vielleicht ist für Nebenwirkungswissenschaften angemessener, sich in kooperativen Formen zu bewegen, zumal wenn es inhaltlich um Soziales geht. Ein gutes Beispiel dafür wäre, dass Fußballmannschaften, die finanziell in der Lage sind, sich weltweit die besten Köpfe zusammenzukaufen, plötzlich starke Leistungsabfälle verzeichnen. Konkurrenz und Rivalität können auch sehr destruktiv sein, weil sie auf der Beziehungsebene in einer Sieg-Niederlage-Mentalität agieren und damit an Soziabilität verlieren. Wer dieser Überlegung folgt, müsste sich dem Vorschlag anschließen können, es mit Kooperation zu versuchen. Als Metapher: eine Inselwelt, in der ein lebhafter Fährverkehr stattfindet.

Meine zweite Anmerkung ist folgende: Wenn die fünf Paradigmen viele Gemeinsamkeiten haben und an vielen Stellen noch nicht ausgearbeitet sind, stellt sich folgende Frage. Es handelt sich um wichtige Teile der Theorie der Sozialarbeitswissenschaft. Aber: Sind es Paradigmen, so wie sie als Begriff von Kuhn vorgestellt wurden? Und ich frage darüber hinaus, ob es sehr nützlich ist, den Kuhn'schen Vorstellungen überhaupt zu folgen. Die Paradigmen sind Prototypen der ontologischen Burgen der Meisterdenker, die in heftigster Abgrenzung gegeneinander arbeiten. Das bedeutet: ein Verteidigungsapparat wird ausdifferenziert und weiter ausdifferenziert, bis die Burg ganz sicher zu sein scheint. Aber das nicht fassbare Burggespenst drückt das Unbehagen stetig aus. Im Prinzip haben die Paradigmen feudalistische Beziehungsstrukturen, in denen ständig Fehden austragen werden und in denen man sich zu Turnieren (Kongressen) trifft, wo die Anhänger des Feudalherrn seine Farben (Gedanken) tragen. Und die Paradigmen setzen einen späteren Generationenkampf in Gang: neue Generationen stürmen die alte Burg und schleifen sie. Mit den Trümmern erbauen sie eine neue Burg, die einen anderen Anstrich (neue Terminologien) bekommt. Studierende sind Erwachsene, die nicht gezwungen werden sollten, sich diesem pubertären Verhalten anpassen zu müssen. Sind im Bau von Paradigmen Inhalte nur Vorwände, um die Machtkämpfe zu verbergen? Ich kann eine solche dressatgeleitete wissen-



schaftstheoretische Positionierung im Bereich des Sozialen nur als double-bind bezeichnen. Hätte kritische Wissenschaft einen Zugang zur Erkenntnishilfe des Gefühls, würde die Lächerlichkeit dieser Hahnenkämpfe auffallen. Paradigmen sind wissenschaftliche Mythen, die als solche von der abgespaltenen Rationalität nicht erkannt werden können. Dazu kommt, dass fünf (!) Paradigmen, zu denen noch eine große Anzahl aus dem Bereich der Bezugswissenschaften kommt, die Studierenden dazu zwingen, theoriefeindlich zu werden und sich listig durchzumogeln. Es sei denn, keine Lehrende und kein Lehrender erwartet, dass die Studierenden diese Paradigmen kennen (außer vielleicht dem einen, dem sie selbst anhängen).

Ich schlage aus diesen Gründen vor, dass die Sozialarbeitswissenschaft sich von dem Begriff Paradigma verabschiedet. Sie sollte dagegen den bekannten Begriff Perspektive verwenden und von theoretischen Perspektiven sprechen. Der große Fremdwörterduden (1994, 1047) bestimmt den Begriff Perspektive folgendermaßen: Abgeleitet von perspicere – »mit dem Blick durchdringen, deutlich sehen«. So hat er für unseren Zusammenhang zwei Bedeutungen:

a) »Betrachtungsweise, -möglichkeit von einem bestimmten Standpunkt aus; Sicht, Blickwinkel ...«

b) »Aussicht für die Zukunft; Erwartung im Hinblick auf eine künftige, persönliche, wirtschaftliche, gesellschaftliche u. ä. Entwicklung.«

Ohne Schwierigkeiten lassen sich beide Bedeutungen in dem einen Begriff Perspektive verstehen. Der terminologische Wechsel von Paradigma zu Perspektive brächte einige Vorteile:

- Die Betrachtungsweise von einem Standpunkt aus fordert die Betrachtenden auf, diesen Standpunkt zu benennen und die dem gemäßen Arbeitsweisen verständlich zu machen.
- Zielvorstellungen für die angestrebte künftige Entwicklung müssen genau benannt werden.
- Hermetik und Totalitätsanspruch des Paradigmas würden unter dem Begriff „Perspektive“ nicht beansprucht.
- Dass „von einem bestimmten Standpunkt aus“, der benannt werden muss, betrachtet wird, lässt andere Sichtweisen zu, ohne ihnen Bedeutung absprechen zu müssen und macht auf die eigene Porosität aufmerksam.

Ich benutze von nun an für die von Sahle herausgearbeiteten Paradigmen den Terminus theoretische Perspektive. Noch einmal betonen ich, dass ich ihren inhaltlichen Aussagen vorbehaltlos zustimme.

Auf die Frage, wie die theoretische Basis der Sozialarbeitswissenschaft aussehe, könnte die Antwort so lauten: Jede Wissenschaft über die Wirklichkeit der Menschen und ihren Beziehungen muss berücksichtigen, dass es eine Fülle von Standorten gibt, von denen aus diese Wirklichkeit zu betrachten ist und eine Fülle von Standpunkten innerhalb der Standorte. Daraus entwickeln sich normalerweise Disziplinen mit unterschiedlichen „Paradigmen“. Sozialarbeitswissenschaft jedoch als Wissenschaft von Menschen, die von allem Anfang an „unten“ waren oder nach dort gestürzt sind, muss eine solche Vielfalt auch als Versuch werten, Transparenz zu verhindern. Sozialarbeitende, die gesellschaftliche, seelische, rechtliche, versorgungsmäßige, erzieherische und politische Aspekte gleichzeitig zu beachten haben, verfehlen ihre Aufgabe, wenn sie sich auf extrem ausdifferenzierte Spezifika einlassen. Als »Lehre von den Definitions-, Erklärungs- und Bearbeitungsprozessen gesellschaftlich und professionell als relevant angesehener Problemlagen« (Klüsche u.a. 1999, 18), die das Handeln mit der Theorie zusammenschließt, hat Sozialarbeitswissenschaft es immer mit einer enorm gebündelten Wirklichkeit zu tun. Sie kann sich nicht mit Schnitten durch die Wirklichkeit begnügen, sondern sie hat sich dem vollen Panorama zu stellen. Sie sollte es deshalb auch bei der formalen Gegenstandsdefinition (ebd.) belassen, weil das Panorama so groß und in sich sehr beweglich ist. Sozialarbeitswissenschaftliche Theorie hat es mit einem Panorama von Perspektiven auf »gesellschaftlich und professionell als relevant angesehener Problemlagen« zu tun.

Panorama wird damit zum trajektiven Terminus, der die locker verbundenen oder sich überlappenden theoretischen Perspektiven der Sozialarbeitswissenschaft in sich aufnimmt. Das heißt: Es gibt keine universale Theorie, sondern Widersprüche, Differenzen, Andersheit, Porosität und Übergänge. Sozialarbeitswissenschaft ist insofern „schwache Wissenschaft“, als dass sie Wirklichkeit nicht reduziert, indem sie sie nur als Denklinien abbildet, sondern sie kaleidoskopartig begreift, jede Situation ganzheitlich zu erfassen sucht. Das ergibt keine Meisterdenkgebäude, sondern wirklichkeitsangemessene Suchbewegungen, die in eine Vielzahl unterschiedlicher theoretischer Perspektiven einmünden. Das Panorama zeigt Stabilität in Fluidität, eine Flotte von Fähren, die eine Vielzahl von Routen befahren.

Es folgt ein ganz kurzer Blick auf die theoretischen Perspektiven – von Sahle noch Paradigmen genannt –, der deutlich macht, dass sie alle für Sozialarbeitswissenschaft sowohl unverzichtbar wie auch – erfreulicherweise – porös sind. Dafür ist es nötig, den Begriff „Porosität“ – so wie er hier gebraucht wird – zu erläutern. Er hat zunächst die Bedeutung, die in traditioneller wissenschaftlicher Diskursivität die Stellen aufzeigt, die scheinbar Löcher und Mängel eines Theoriegebäudes markieren und es damit zum Einsturz zu bringen versucht. Trajektivität erkennt diese Vorgänge vielfach lediglich den Dressaten geschuldet und wertet diese

Sichtweisen um. Sie geht davon aus, dass Theoriegebäude immer nur Aussrisse der Wirklichkeit sind, Strukturen, die mit anderen Strukturen vielfach verflochten sind. Ihre Unstimmigkeiten – also ihre Porositäten – sind daraufhin zu untersuchen, ob sie nicht auf Anschlussstellen und Übergänge verweisen, neugierige Beschäftigung mit dem Anderen vermitteln. Porosität ist im folgenden so zu verstehen.

- Die **Alltagsperspektive** bzw. Theorie der Lebensweltperspektive betrachtet die Lebensverhältnisse der Menschen – vornehmlich unten – nicht aus der Gouvernantenhaltung, sondern ist am konkreten Verstehen interessiert. Das lässt zu, dass Intellektuelle fremde Gefühlswelten und Begründungsdiskurse nicht von Anfang an als falsch einstufen. Der emanzipatorische Anspruch drückt sich in den Forderungen nach „Hilfe zur Selbsthilfe“ und „Selbstbestimmung“ deutlich aus. Porös ist diese Perspektive an der Stelle, wo sie bei einem intellektuell-abstrakten Vernunftbegriff stehen bleibt, der Beziehung nicht systematisch durch die Aufnahme von Leib und Gefühl begründet, obwohl beides durchweg in den Veröffentlichungen unausgesprochen transportiert wird. Die Aufnahme dieser Dimension würde die Alltagsperspektive vitalisieren.

- Die **Theorie der systemischen Perspektive** macht deutlich, dass unerfüllte Grundbedürfnisse die „Not“-wendigkeit der Sozialarbeit begründen und sieht diese nicht nur in materieller Armut, sondern auch in Armut an Gefühlen, Bildung, Sprache, Definitionsmacht u. a. Hier tritt diese Perspektive für einen gerechten Austausch ein. Die Konzeption ist durchweg praxisbezogen, sie stellt präzise Fragen an den sozialen Fall, womit sie den Blick der Sozialarbeitenden schärft. Sie gründet sich auf eine ausgearbeitete systemische Basistheorie und scheint damit ein sicheres theoretisches Fundament zu haben. Ihre Porosität besteht m. E. darin, dass sie in ihrer Bedürfnistheorie die Ungerechtigkeit des real existierenden Austauschs korrekt aufzeigt, jedoch das abendländische Spaltungssyndrom in seiner kulturellen und gesellschaftlichen Verankerung nicht deutlich macht und damit auch nicht seine siegreiche Globalität. Die systematische Basistheorie ist eine alpine Festung, die philosophische Erkenntnisstränge integriert, aber massiv auf Stabilität setzt. Systemisches Denken ist aber Auflösung der starren, atomistischen Wirklichkeitsbetrachtung. Systemisch ist die bewegliche Balance zwischen Stabilität und Fluidität. Gefühl ist die „Spiegelung“ des systemischen Charakters der Wirklichkeit im Individuum.

- Die **theoretische Perspektive der alltägliche Lebensführung** beschreibt, wie die „alltäglichen“ Menschen ihr Zurechtkommen gestalten und damit „spontane Ordnungen“ entwickeln. Die Bedingungen fordern die Menschen zu aktivem Handeln heraus. Es wird auch herausgearbeitet, dass für bestimmte Gruppierungen Hilfe zur Selbsthilfe bei der alltäglichen Lebensführung geleistet werden

muss. Obwohl die nüchterne Zielorientierung in ihrer Pragmatik die Sozialarbeitenden zu aktivem Handeln herausfordert und klare Wege aufzeigt, scheint mir hier die Porosität zu liegen. Die kritische Analyse der Verursacher sozialer Problematiken steht nicht im Mittelpunkt dieser Perspektive. Die Normalität, in die resozialisiert wird, bleibt eher unhinterfragt. Einen Übergang zur subjekttheoretische Perspektive zu wagen, täte dieser Perspektive gut.

- Die **Theorie der ökosozialen Perspektive** verlässt den atomistischen Blick auf das einzelne Individuum oder eine einzelne soziale Struktur. Sie thematisiert das komplexe Gefüge der Wirkungen und – wenn auch nicht zentral thematisiert – der Nebenwirkungen, in denen die Menschen zwischen den Polen Geborgenheit und Wagnis gestalten und sich anpassen, d. h. zurechtkommen wollen. Diese ökologische Komplexität von Mensch und Umwelt ist nicht statisch, sondern in steter Bewegung, die in ihrer sozialen Strukturierung mit sozialarbeitswissenschaftlichem Blick aufgezeigt wird. Sie produziert auch Störungen, d.h. sie schafft Situationen, bei denen das Individuum aus der Normalität herausfällt und Unterstützung braucht. Diese Störungen werden durchaus auf ungerechte Lebensbedingungen zurückgeführt. Die ökosoziale Perspektive hebt die Spaltung zwischen Mensch und Umwelt auf, indem sie das Zurechtkommenwollen als Prozess zwischen agierender Umwelt und den agierenden Menschen als Ganzheit deutlich macht. Hier ist jedoch auch die poröse Stelle. Das Menschenbild – „raumbeanspruchend-mittelverzehrend-zuwendungsheischend-interagierend“ – zeigt nicht die Spiegelung der ökologischen Umweltzerstörung auch als Geschehen im Innen des Individuums. Menschen zerstören auch ihre eigenen humanen Möglichkeiten. Sie leben aufgrund ihrer dressatfixierten Prägung in Vorurteilen, Täuschungen, Übertragungen und Projektionen. Das heißt: im Zusammenleben von Menschen entsteht Müll, der sich im Innen aufhäuft. Unsere Erziehungskunst gibt kaum her, dass dieser Müll recycelt wird. Man schmeißt ihn in die Gärten der Nachbarn, d. h. man projiziert. Dieses ökopyschische Desaster der Bewusstseins ließe sich gut in die Systematik dieser Perspektive einfügen.

- Die **subjekttheoretische Perspektive** steht in der Traditionslinie – »der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit« –, wobei sie von Marx gelernt hat, das selbstverschuldete Moment aus der berühmten Definition Kant's zu problematisieren. Die Subjektwerdung des Menschen, seine Selbstbestimmung in einer bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft, die ihrer Grundstruktur nach genau das beeinträchtigt, letztlich verhindert, wird genauestens analysiert. Die Zielrichtung dieser Arbeit – so scheint mir – war und ist der Anspruch der Sozialarbeitswissenschaft. In allen vier bisher in Erinnerung gerufenen Perspektiven ist sie in je spezifischer Weise enthalten. Diese Linie ist seit Jane Addams und Mary Richmond nicht zu übersehen. Und genau hier liegt das Dilemma der subjekttheoretische Perspektive. Sie verharrt im abendländischen

Spaltungssyndrom. Die im Anfang des ersten Teils diese Ausführungen dargestellte sokratische Aufspaltung von diesseits und jenseits, von lebendig und tot, wird in der subjekttheoretischen Perspektive fortgeschrieben. Das theoretischen Gebäude ist eine Denkkonstruktion, die gepredigt werden kann – wem auch immer –, die aber keinen konkreten Zugang zur Wirklichkeit der Alltagsmenschen hat und vielleicht auch nicht will. Die Subjektwerdung kann jedoch nur in Begegnung von Menschen entstehen und wachsen, wie es auf den mühseligen Wegen der sozialarbeiterischen Praxis und Theorie versucht wird. Die subjekttheoretische Perspektive als eine sich selbst genügende, hoch über der Basis angesiedelte Welt, geht diesen mühseligen Weg nicht: intelligibler Feudalismus im Gewande der Aufklärung. Sollend wird niemand Subjekt und Überforderung ist eine bürgerlich-kapitalistische Strategie. Nur wenn diese Theorie, Gefühl als Erkenntnis des Relationalen und Leib als Basis der Praxis zu verstehen lernt, bekommt sie Bodenhaftung und damit Wirksamkeit.

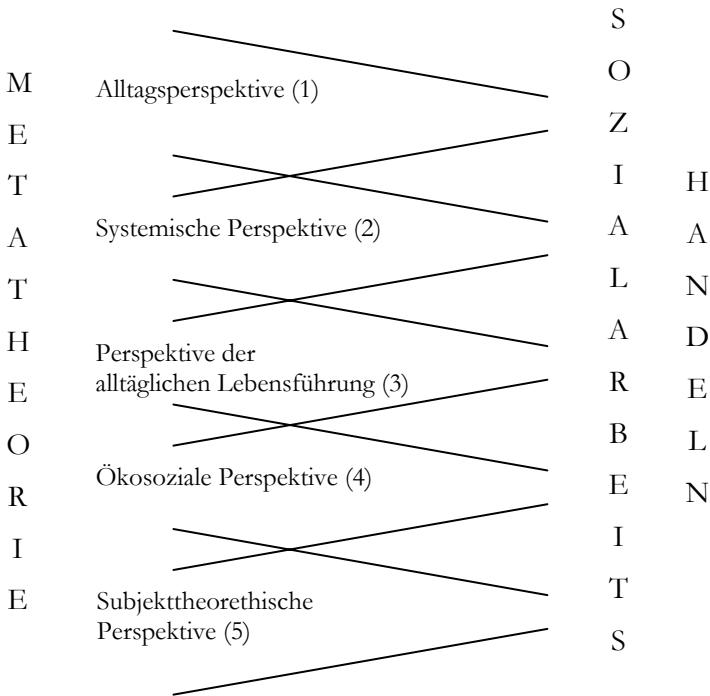
Es ist mir ein Anliegen auf zwei Ansätze hinzuweisen, die zurzeit nicht die Diskussion beherrschen, die aber sehr wohl großen Einfluss auf die Theoriebildung in der Sozialarbeitswissenschaft hatten. Es handelt sich um den positivistischen und den marxistischen Ansatz. In den beiden folgenden Büchern kommen sie für mich am überzeugendsten zum Ausdruck:

- Lutz Rössner: Theorie der Sozialarbeit (1975)
- Eberhard Brandt: ...und keiner sieht, dass der Kaiser nackt ist ...  
Über Ideologie und das Ideologische in der Sozialarbeit (1996).

Diese beiden Ansätze gehören zum großen Panorama der Sozialarbeitswissenschaft.

Sehr übersichtliche Darstellungen der historischen und zeitgenössischen theoretischen Perspektiven der Sozialarbeitswissenschaft sind bei Engelke (2002) nachzulesen.

# Theoretisches Panorama



Betrachtet man das Panorama der sozialarbeitswissenschaftlichen Theoriebemühungen, so schauen wir auf einen großen Fundus, in dem der Versuch gemacht wird zu verstehen, warum Exklusion offenbar ein unter gegenwärtigen Bedingungen nicht zu vermeidendes Moment menschlichen Zusammenlebens ist. Das Bemühen gegen die pathologische Spaltung von Theorie und Praxis anzugehen, ist nicht zu übersehen. Widersprüche zwischen den Perspektiven sollten nicht beseitigt, sondern als reale Spiegelungen einer komplexen und widersprüchlichen Wirklichkeit begriffen und in ihrer Realität akzeptiert werden. Überschneidungen sind wichtig, weil sie unterschiedliche Eingangstüren zu den gleichen Räumen anzeigen. Eingebnete Widersprüche sind zwar beruhigend, verhindern aber den Weg zu möglicherweise mehrdimensionalen Logiken. Sie können nur deshalb

eingebnet werden, weil sie so allgemein und abstrakt formuliert werden, dass man fast alles subsumieren kann. Der Blick von unten nimmt anders wahr als die Schau von oben. Wie sähe eine mögliche „Metaperspektive von unten“ aus?

### **2.3 Die soziokulturelle Produktion von Missbrauch**

Die soziokulturelle Grundstruktur beruht nicht auf Solidarität, sondern gestaltet die Beziehungen unter einem Kanon von Idealen wesentlich nach Maßgabe der Dressate. Diese Gestaltung ist deshalb auch ein Missbrauch an den Möglichkeiten individueller und kollektiver menschlicher Entwicklung. Dieser Zustand wird im Folgenden unter dem Begriff „Homo abusus“ betrachtet. Er umfasst die Gestaltung von missbräuchlichen Lebensverhältnissen für den einzelnen Menschen wie auch für das generelle Menschsein in der soziokulturellen Struktur. Er soll in einer seine lateinische Bedeutung überschreitenden Form verstanden werden als

- der verbrauchte, missbrauchte Mensch
- der verbrauchende, missbrauchende Mensch
- der sich verbrauchende, sich missbrauchende Mensch.

Die aus der Abspaltung des Gefühls und des Körpers entstandene Matrix der Beziehungsstrukturen, die sich in Rivalität, Hierarchie und Sexismus ausdrückt, verfehlt Humanität. Zum Beispiel sind im Grundgesetz Art.1-9 die Menschenrechte festgeschrieben. Doch wie sehen ihre Konkretionen aus, wenn die Beziehungsstrukturen durch Mentalitäten bestimmt werden, die sich in „Sieg oder Niederlage“, daraus folgend in „Oben oder Unten“ und einer wertgesteuerten, geschlechtsfixierten Spaltung ausdrücken? Die Konkretionen spiegeln diese Mentalitäten in den psychischen und soziokulturellen Strukturen, d.h. die Humanität der Menschen wird in unterschiedlichen Formen und Graden beschädigt. Gelingendes Leben kann nicht durch gegenseitigen Missbrauch verwirklicht werden. Der sichtbare Verlierer ist die Klientel der Sozialarbeit. Die unsichtbaren Verlierer sind weiter im Oben und können ihre Beschädigungen gut verstecken. Jeder Mensch ist auch ein Scheiternder bzw. ein vom Scheitern bedrohter oder seine Angst vorm Scheitern irgendwie Kompensierender. Er hat die Wahl, sich von dieser Tatsache durch Abgrenzung scheinbar zu befreien – das geht mich nichts an – und damit Exklusion zu fördern. Er kann sie aber auch im Gefühl aufnehmen und denkend sozialethische Folgerungen ziehen.

Sozialarbeitswissenschaft untersucht dieses menschliche Phänomen an sich, weil es einen wichtigen Bezug zu den nach gängigem Maßstab sichtbaren Gescheiterten hat, die realiter die Überflüssigen sind. Die stete latente Angst vor Scheitern und Verfehlen bei „Normalbürgern“ führt zur Abspaltung dieser Angst und zur in Projektionen begründeten Ablehnung und Ausgrenzung der Klienten. Möglicherweise wird Klientifizierung auf kaum wahrnehmbare Weise begrüßt und pro-

duziert, um die eigene Stabilität sicherer wahrnehmen, demonstrieren und scheinbar erhalten zu können. Erst die Reintegration der Abspaltung, also das Zulassen des Bewusstseins und Fühlens potenziellen und partiellen eigenen Scheiterns, eröffnet die Möglichkeit der angemessenen Wahrnehmung von Lebenswelten, die gängigerweise mit Scheitern und Verfehlung in Zusammenhang gebracht werden. Angemessenes berufliches Handeln in Sozialarbeit und Sozialarbeitswissenschaft setzt daher einen gründlichen Selbsterfahrungsprozess voraus.

Auch an dieser Stelle soll dem Missverständnis vorgebeugt werden, dass es sich hier um einen individuellen – gewissermaßen anthropologischen – Ansatz handelt, der gesellschaftliche Bedingtheiten aus dem Blick lässt. Das ist keineswegs der Fall. Es geht darum aufzuzeigen, dass die Abspaltung des rationalen denkenden Bewusstseins und seine Herrschaftsfunktion über das, was Menschen als Lebendigkeit an sich wahrnehmen, ein Spiegelbild der gesellschaftlichen Strukturen auf allen Ebenen ist. Beispiel dafür ist u. a. das Verhältnis von Wirkungs- und Nebenwirkungswissenschaften. Beide Herrschaftssysteme – äußeres und inneres – erzeugen sich gegenseitig. Die idealen Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit und Autonomie des Subjekts laufen hinter dieser Konzeption her.

Sozialarbeitswissenschaft richtet ihren Blick auf die systematische in der abendländischen Kultur angelegte Bedrohung mit nicht gelingendem Leben, was den Idealen eben dieser Kultur entgegengesetzt ist. Das nicht – oder zeitweilig nicht – gelingende Leben, das sich nicht mehr selbst versorgen kann, ist die Klientel der Sozialarbeit. Zu dem allgemeinen menschlichen Merkmal des Missbrauchs kommt als nähere Bestimmung die Tatsache des sozialen Falls dazu.

## **2.4 Vier Kategorien, die den theoretischen Perspektiven der Sozialarbeitswissenschaft zugrunde liegen.**

Im Folgenden werden vier Kategorien, in denen sich der Gegenstand auslegt, spezifiziert. Dabei soll betont werden, dass diese hier ausgeführten Kategorien nicht festgelegt sind. Im Grundriss einer Metatheorie müssen Spezifizierungen ihre Flexibilität nachdrücklich hervorheben. Die wechselnden, politischen Ereignisse haben oft unterschiedliche gesellschaftliche Notlagen zur Folge, die möglicherweise von diesen Kategorien nicht abgedeckt sind. Deshalb ist darauf hinzuweisen, dass sie obsolet werden können oder ergänzt werden müssen. Außerdem beschreiben sie Grundtendenzen und inkorporieren eine Fülle von Abkömmlingen, die jeweils eingeordnet werden müssen.

### **Der ausgebeutete, ausbeutende, sich ausbeutende Mensch**

Die soziologisch-politischen Wissenschaften haben sehr deutlich gemacht, wie ökonomisch-technisch hoch entwickelte Völker die weniger entwickelten ausbeu-



ten. Ebenso ist die Ausbeutung von Klassen oder Schichten durch privilegiere Klassen oder Schichten eine sehr sichtbar gemachte Tatsache. Diese Grobstrukturen setzten sich in Abkömmlingen immer feinkörniger fort, bis sie am einzelnen Individuum ablesbar sind. Ausbeutung ist nicht nur eine an gesellschaftlichen Strukturen ablesbare und berechenbare, soziologisch messbare Größe, die sich in der wirtschaftlichen Situation der einzelnen Menschen ausdrückt. Ausbeutung schlägt durch bis in ihre Psychen und wird zur Mentalität, die sich in den Beziehungen niederschlägt. In ihr ist die Matrix mit ihren Dressaten wirksam. Sozialarbeit trifft auf Ausbeutung, wo die Grundbedürfnisse nach Nahrung, Wohnung, Arbeit, Freizeit, Aneignung und Entfaltung von Fähigkeiten eingeschränkt oder verhindert werden. Sozialarbeit versucht, die Verelendungs- und Leidensprozesse zu beheben, bzw. präventiv zur Verelendung führende Lebensbedingungen zu verändern. In diesem Bereich ist Sozialarbeit den traditionellen Gedanken von Caritas und Diakonie sehr nah, wobei die Verknüpfung von Wissen und Macht in den einflussreichsten sozialen Schichten nicht übersehen werden darf.

Sozialarbeit greift in diese Prozesse ein. Sie stellt Hilfsangebote der Gesellschaft zusammen, macht sie übersichtlich und handhabbar. Darüber hinaus macht sie die Ursachen und Bedingungen für Armut deutlich und erarbeitet Schritte der Veränderung. Wichtige Aufgabe ist, die Mentalität von Ausbeutung zu verstehen, wozu die Weitergabe der Ausbeutung durch die Ausgebeuteten, die Selbstausbeutung und der Zusammenhang dieser Mentalität bei der Klientel und den Sozialarbeitenden gehört. Dabei entwickelt sie sozialpädagogische Wege, die Mentalität der Ausbeutung erlebbar, verstehbar und veränderbar zu machen ( vgl. Schattburg 1994, 51ff ). Dafür müssen Studierende der Sozialarbeitswissenschaft die Kritik an der politischen Ökonomie verstehen. Ketelhut (vgl. 2000, 125ff) macht das als sozialarbeitswissenschaftlichen Anspruch sehr deutlich. Sie zeigt auf, dass ältere Traditionen bei der Suche „nach Lösungen für soziale Probleme“ auf „soziale Pathologien“, „soziale Desorganisation“ und „Devianz“ rekurrierten. Heute weiß man, dass sie primär im Konflikt zwischen Herrschenden und Beherrschten entstehen. Sie werden von Herrschaftspositionen auch definiert. Dies ist für die gegenwärtige Situation in Ketelhut's Aufsatz sehr anschaulich dargestellt. Dieser Analyse ist grundsätzlich zuzustimmen. Die gebräuchliche Terminologie gibt das nicht immer wieder, soll aber, so weit sie hier benutzt wird, so verstanden werden.

### **Der überforderte, überfordernde, sich überfordernde Mensch**

Leistung ist das Credo der von den Dressaten durchtränkten Gesellschaft. Die Kritik daran will in ihren extremen Positionen Leistungsgesellschaft abschaffen, übersieht jedoch, dass sie damit falsch auf die Dressatstrukturen reagiert. Menschsein zeigt sich ganz wesentlich als Ausdruck und Ausdruck ist Leistung. Innere Welt auszudrücken in der Fülle der Möglichkeiten, die dem jeweiligen

eigenen Leben entsprechen, ist gelingendes Leben, wenn die Selbstanerkennung und die Anerkennung durch die Gesellschaft dazu kommt. Leistung ist Selbstausdruck, sie zu verbieten, wäre töricht (vgl. Tillmann 1976, 150ff). Das bezieht sich auf berufliche und außerberufliche Tätigkeit. Leistung ist in der Gesellschaft fast ausschließlich mit Erwerbstätigkeit verbunden. Kritik am Leistungscredo sollte nicht Leistung an sich kritisieren, sondern die sehr ungerechte Bewertung von Leistung. Eine Gesellschaft, die von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur die Leistung anerkennt und gratifiziert, die sie direkt oder indirekt ökonomisch für brauchbar hält, schafft einen eingeschränkten Leistungsbegriff, der menschliche Möglichkeiten verzerrt. Kritik an der Leistungsgesellschaft sollte sich darauf beziehen, dass sie nicht die volle Breite der menschlichen Möglichkeiten fördert und dadurch viel verkümmern lässt. Durch Selektieren, Avancieren und Determinieren in den Rollen läuft ein Grundmuster durch Erziehung, Bildung und Berufsleben, ein Konditionierungsprogramm, dem sich niemand – ob angepasst oder nicht – entziehen kann. Noch fataler wird dieser Zustand, wenn die Hierarchisierung von Leistungsbewertung betrachtet wird. In den ersten Lebensjahren werden die wichtigsten und lebenslang wirksamsten mentalen Fähigkeiten erworben. Wird diese Phase nicht genutzt, tritt ein Verlust ein, der später kaum kompensiert werden kann. Darum sind z. B. die sehr unterschiedlichen Gratifizierungen von gut ausgebildeten Erzieherinnen und Oberstudienräten, die in einer 13. Klasse für eine ausgelesene Schülerschaft zwei Fächer unterrichten, nicht zu verstehen. Die unterschiedliche Besoldung eines Vorsitzenden der deutschen Bank und einer Professorin, eines Professors hat nichts mit ihrem Leistungsvermögen zu tun.

Selektion ist nicht nur eine Maßnahme, die Begabtere herausliest und fördert, sondern auch ein Vorgang, der Begabung zerstören kann. Angst macht dumm und deshalb ist Dummheit auch lern- bzw. lehrbar. Die Problematik dabei ist, dass der Schwerpunkt zentral auf Gedächtnisleistung gelegt wird, ohne zu fragen, ob ein Spannungsverhältnis zur Emotionalität entsteht. Rabelais hat schon 1534 festgestellt, dass ein Kind kein Fass sei, das vollgestopft, sondern ein Feuer, das entfacht werden will. Leider ist der Selektionsprozess auch ein Löschvorgang. Wer ihn nur auf untersten Stufen oder gar nicht durchsteht, gerät in eine prekäre Gefühlslage. Lebenslang muss das bescheinigte Versagen bewältigt und mit der dauernden Angst vor erneutem Versagen umgegangen werden. Viele dazugehörige Kränkungen und Verletzungen müssen verdeckt werden! Die Beziehung zum eigenen Leistungsvermögen ist gestört.

Alle Menschen haben mehr oder weniger ein klares Bewusstsein davon, dass sie ihre Rollen als Väter, Mütter, Partner, Partnerinnen, Berufstätige, Bürgerinnen, Bürger etc. nur unvollkommen ausfüllen. Alle wissen, wie wenig sie oft fremden und eigenen Erwartungen gerecht werden und wissen auch oft, wie sehr sie der Druck der Erwartungshaltungen von Lebenswegen weggeführt hat, die ihnen

mehr entsprochen hätten. Die Bedrohung durch den möglichen Verlust von Gratifikationen und Anerkennung ist die Hölle der Menschen. Auf der Flucht vor ihr entsteht Angst und Resignation, die das Einfallstor dafür sind, Überforderung nicht abwehren zu können. Überforderung ist ein Herrschaftsinstrument, denn der Überforderte hat ein schlechtes Gewissen wegen seiner vermeintlichen Inkompetenz und deswegen wehrt er sich nicht, leistet keinen Widerstand. Er erkennt diesen Vorgang nicht als Selbstmissbrauch.

Dazu kommt, dass Menschen in Begabung und Kräften unterschiedlich ausgestattet wurden. In diesen prekären Gefühlslagen entsteht ebenfalls Klientel der Sozialarbeit. Über das Erschließen von Hilfsquellen in aktueller Not hinaus ist hier auch sozialpädagogische Unterstützung angebracht. Zusammenhänge werden verstehbar gemacht und die Eigenwegfähigkeit gestärkt. Das geschieht selbst dann, wenn die gewählte Lebensform zwar innerhalb der Legalität, aber außerhalb der Norm liegt, wie es z. B. bei Bauwägern der Fall ist, die ungewohnte Lebensformen ausprobieren.

### **Der ungeschützte, Schutz zerstörende, sich nicht schützende Mensch**

Menschen schützen sich auf verschiedenen Ebenen. Sie schützen ihren Leib, ihre neugierig-wachen Gefühle, ihre soziale Überlebensfähigkeit und sie schützen ihre Würde. Die Grunderfahrung, sich schützen zu müssen, weist daraufhin, dass von unterschiedlichen Gesellschaftsstrukturen immer auch Bedrohungen ausgehen, die in die Lebenswelten hineinwirken. Die vielschichtigen Identitäten der Menschen sind immer auch gefährdet. Diese Bedrohungsmentalität kann auch zur Selbstbedrohung werden. Schutzbedürftigkeit zeigt sich auch im Schutz zerstörenden Angriff. Die Niederlage des anderen wird als Erhöhung der eigenen Sicherheit erlebt. Sozialarbeit kennt die Mechanismen von Schutzbedürftigkeit und der Zerstörung von Schutz. Das Kindergartenkind schützt sein nötiges Maß an Anerkennung mit vielen Aktionen ebenso wie der Jugendliche im Jugendzentrum. Der Gefängnisinsasse schützt sich gegen die ihm drohende Entpersönlichung, indem er seine Autonomie durch nicht rückgängig zu machende Tätowierungen dokumentiert. Der von seiner Freundin verlassene junge Mann macht einen Einbruch, um sich vor als bedrohlich erlebtem Selbstwertverlust zu schützen. Der Obdachlose schmückt seine Platte, um sein Gefühl für die eigene Würde zu schützen, die ihm verloren zu gehen scheint. Der Intellektuelle schützt seine Würde durch kluge Reden und viele Fremdwörter, inhaltlich unterschiedlich – strukturell identisch mit den einfachen Strategien. Viele alltägliche Handlungen, aber auch viele Devianzen sind Schutzstrategien.

Menschen geraten in ihrem Leben in Lagen, in denen sie schutzbedürftig werden. Das kann der Verlust der Fähigkeiten, sich selbst zu versorgen, also zum Beispiel

schlicht Arbeitslosigkeit oder Obdachlosigkeit bedeuten. Das kann ebenso durch vielerlei andere Krisen ausgelöst werden, die Menschen in die Rolle eines zu versorgenden Kindes versetzen. Solche Krisen als menschentypisch anzuerkennen und nicht nach Verschulden zu suchen, sondern Schutz zu leihen, ist Teil sozialer Arbeit. Danach erst setzen sozialpädagogische Bemühungen ein, die Schutz zerstörendes Alltagshandeln und mangelnden Selbstschutz deutlich machen und zu verändern suchen.

Sozialarbeit weiß, wie die Gesellschaft Lebensphasen der Schutzlosigkeit zu Inkompetenz umdefiniert. Sie zeigt auf, wie die Erwerbsarbeitsstellen, die Institutionen und die individuellen Beziehungen durch Übergriffe Schutzlosigkeit produzieren. Sie begründet die Notwendigkeit von Schutzzonen, wie Heimen, Frauenhäusern, Asylantenwohnungen, Wärmestuben und Beratungsstellen und arbeitet darin. Sie untersucht und dokumentiert die Tatsache, dass Schwäche und Kindsein – auch bei Erwachsenen – der Ausgangspunkt für Neuentwicklung sein kann und daher schutzwürdig ist. Wer einmal mit einer Streetworkerin bei Frosttemperaturen mitgegangen ist, wenn sie die Platten der Obdachlosen unter Brücken und Balkons, in Stadtparks und auf Entlüftungsschächten aufgesucht hat, weiß, was Exklusion ist und welche Arbeit die Sozialarbeiterin leistet. Die benannte Grundmentalität – die Dressatstruktur der Gesellschaft – stößt die Verlierenden nach unten aus. Auch hier wird noch einmal deutlich, dass alle Prä-, Inter- und Postventionen der Sozialarbeit – vom Hort bis zur Erwachsenenbildung – Felder sind, die nicht in defizit- und nichtdefizitorientierte eingeteilt werden können. In allen Feldern ihrer Arbeit ist die Kategorie „Schutz“ gefordert. Sie ist noch vor Grundsätzen wie „Hilfe zur Selbsthilfe“ einzuordnen. Und sie ist außerhalb und innerhalb von Institutionen notwendig. Sie bezieht sich auf körperlichen, psychischen und geistigen Schutz.

### **Der ungehaltene, Halt zerstörende, sich Halt zerstörende Mensch**

Die zeitgenössische Forderung nach der autonomen Persönlichkeit übersieht zumeist die Tatsache, dass sie versteckt einen moralischen Rigorismus transportiert: Wer autonom ist, ist okay, weil er dem zeitgenössischen Credo der Durchsetzungs- und Ellbogenmentalität entspricht. Dass Menschen vielfach diesen Anspruch nicht einlösen können oder wollen, lässt sie mitunter zu Klienten der Sozialarbeit werden. Viele Menschen brauchen Anleitung, Orientierung, Entwicklungshilfe für eigene Kräfte und Hilfe, Sinn wiederzufinden oder neuen zu entdecken. Ob die Verführung des Konsumangebots eine Planung der wirtschaftlichen Situation von Lohnzahlung zu Lohnzahlung ohne Hilfe nicht möglich macht, die Arbeitslosigkeit in Schulden stürzt, die Beziehung zur Partnerin /zum Partner nicht gelingt oder Sinnleere durch Rauschmittel betäubt wird, es ist die Aufgabe

der Sozialarbeit, Halt zu leihen, im einzelnen Individuum zu entwickeln und an der Entwicklung haltgebender innerer und äußerer Strukturen zu arbeiten.

Halt ist wiederum ein doppelsinniger Begriff. Sind mit ihm Orientierungen gemeint, die unterdrückende und ausbeuterische Herrschaftsstrukturen stützen, so kann Haltverleihen eine dressatgeleitete, einschränkende Norm sein. Meint er die Suche nach Freiheit und Wachstum der Menschen und der Entwicklung entsprechender gesellschaftlicher Strukturen, so ist er eine Entschränkung. Dieses letztere Verständnis hat eine ganz zentrale Aufgabe der Sozialarbeit zur Folge, so wie es im letzten Abschnitt angedeutet wurde. Das Gespür für diese Aufgabe zu entwickeln, verhindert eine Instrumentalisierung der Klientel und ist deshalb wichtiger Bestandteil der Lehre.

Sozialarbeit richtet ihren Blick nicht nur auf „äußere Notsituationen“, sondern sie versteht auch, das Handeln der Klientinnen und Klienten als symbolisches Fragen in der alltäglichen Lebenswelt aufzunehmen und zu übersetzen. Sie ist in der Lage, auch Menschen in frühen Lebensaltern, in absoluter Bedürftigkeit, niedrigen Bildungsständen und Verzweiflungssituationen als Halt- und Sinnsuchende zu begreifen und auch als Halt- und Sinnstiftende, weil sie auf die Schatten aufmerksam machen. Sozialarbeit geht hin, hört zu, fragt und sagt. Sie ist die Philosophie der kleinen Vernunft in der Alltagswelt, die keiner Systematik bedarf. Sie weiß, dass auch bei extremsten Devianzen in jedem Menschen ein Kern angelegt ist, der eigenen Sinn eigensinnig zum Ausdruck bringen will. Jeder Mensch hat diesen Kern – auch wenn er zuweilen nur schwer oder anscheinend unerreichbar geworden ist – und möchte ihn über alle Einschränkungen und Bedingungen retten.

### **3. Resümee**

Sozialarbeitswissenschaft hat es mit den Folgen der Produktion des „homo abus“ als einer Devianz der westlichen Menschheit zu tun und sollte die angedeuteten Tendenzen als Impulse aufnehmen. Sie hat damit ein deutlich sichtbares Arbeitsfeld: Sie hat zu erforschen und zu lehren, wie aus der Devianz des Soziokulturellen zwangsläufig Exklusion entspringt. Hier ist der Ort, an dem die Wurzeln ihrer Metatheorie zu finden sind.

Es ist die Frage zu beantworten, warum die oben ausgeführte Skizze der metatheoretischen Grundperspektive der Sozialarbeitswissenschaft und ihrer Kategorien sehr dicht an einer Beschreibung der Aufgaben und Prinzipien sozialarbeiterischer Praxis entlang führt. Der Grund dafür ist: Sozialarbeitswissenschaft blickt nicht nur von der Höhe der Wissenschaft nach unten auf „die Beforschten“. Sie beginnt ihre metatheoretischen Suchbewegungen im Selbstverständnis der Alltäg-

lichkeit. Dies ist kein Verzicht auf Theorie, denn wer Sprache benutzt, ist bereits im Bereich der Theorie. Darum gibt es keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Alltagssprache und wissenschaftlicher Sprache. Das sollte nicht damit verwechselt werden, dass es oft einen Gegensatz zwischen „gesundem“ Menschenverstand und Wissenschaft geben muss. Der hergestellte, scheinbar prinzipielle Unterschied jedoch ist dem Dressat Hierarchie zuzurechnen. Da Sozialarbeitswissenschaft die unterste Stufe der Nebenwirkungswissenschaften einnimmt, ist das „Unten“ der Ausgangspunkt ihrer metatheoretischen Überlegungen. Trajekktivität ist die Thematisierung von Oben und Unten, insofern als im Oben die Potenzialität des Unten auf sehr verschiedene Arten mitagiert und im Unten der Druck durch das Oben Widerstände kreiert. Die Bodenhaftung der Sozialarbeitswissenschaft verleiht keine Großartigkeit. Auch deshalb ist sie eine schwache Wissenschaft.

Auf ein mögliches Missverständnis muss noch eingegangen werden. „Homo abusus“ darf keineswegs als romantischer Begriff verstanden werden. Die Klientel der Sozialarbeit ist nicht Träger einer Rolle, bei der – da sie nichts zu verlieren hat – die Wahrheit über die Situation der Gesellschaft zu holen ist. Sie ist lediglich Träger einer Rolle, die phänotypisch mit ihrer Lebenssituation kongruent ist. Sie hat keine Rolle wie die der bürgerlichen Normalität, unter der diese ihre wahre Befindlichkeit verstecken kann. Die Klientel der Sozialarbeit ist in diesem Sinne nackt. Sie ist eine konkrete, jedoch verschlüsselte Symbolik des Schattens der Normalität. Mögliche Konsequenzen, die sich für ein trajektives Wissenschaftsverständnis aus dem Gesagten ergeben, werden im nächsten Teil erörtert.

Wichtig ist mir noch Folgendes zu sagen: Ich habe sehr lange überlegt, ob nicht „Angst“ eine wichtige Kategorie sein müsste, die zu den oben aufgeführten gehört. Die Angst vor Ausbeutung, Überforderung, Schutz- und Haltlosigkeit ist eine ständige Begleiterin der Menschen. Auch die Angst, solches anderen oder sich selbst anzutun, ist für viele Menschen ein Problem. Die Angst vor Trennung, Absturz und Verlust von Anerkennung begleitet ständig. An den verschiedensten Stellen des bisherigen Textes wird durchweg auf Angst hingewiesen. Angst ist durchweg ein Stabilitätsgarant für die Dressatstrukturen. Sie ist ein quer laufendes Phänomen und wird immer an den Stellen benannt, wo sie schwerwiegende Bedeutung hat.

## 4. Metatheoretische Anstöße für eine trajektive Sozialarbeitswissenschaft

### 4.1 Leib-Gefühl-Denk-Einheit

Als Leib erfahren sich Menschen als Entsprechung ihrer materiell-naturhaften Umwelt. Als Leib streben sie nach Lust, Unversehrtheit und Erhaltung ihres Lebens. Als Leib betreten, begreifen, besehen und bespüren sie ihre Welt, bewegen sich in ihr. Als Leib sind Sinnlichkeit und Praxis untrennbar verbunden.

Als Gefühl spüren Menschen sich und ihre Umwelt als ein Beziehungsgefüge, ihr eigenes Dasein und das ihrer Welt als unmittelbare Evidenz der Existenz der Wirklichkeit. Aus Freude, Trauer, Furcht, Wut, Liebe und Ekel wird ein Gefühlskörper geformt, der eine Entsprechung des Beziehungsgefüges ist, in das ein Menschen hineingeboren wurde. Mit dem Gefühl intensivieren Menschen ihr Leben zum Erleben.

Als Denkende formen sie ein Bild ihrer Welt in ihrer Bewusstseinshöhle und bewegen es dort virtuell, d. h. sie planen, um Sicherheit, Nutzen und Wohlergehen zu verbessern. Der sinnlichen und emotionalen Beziehung zur Welt wird eine ganz neue Dimension zugesellt: die Welt zerfällt in ein Gemenge von einzelnen Objekten, die herausgegriffen und neu zusammengesetzt werden können. Der Kausalnexus der Objekte wird gelernt. Diese Rationalität begründet die Freiheit, die bisher von der Natur gesetzten Grenzen zu überschreiten. Als Denkende überschreiten sie Grenzen von Leib und Gefühl. Sie machen das Denken jedoch zu einer selbstmörderischen Waffe, wenn sie die Möglichkeiten von Leib und Gefühl nicht mit ihm kompatibel machen. Subjektivität und Objektivität, die nicht vermittelt sind, zerstören die die Chance zur Humanität.

Diese kurze Wiederholung der in Teil I und Teil II ausgeführten Darstellung hat den Sinn, den grundlegenden Anstoß für die trajektive Metatheorie noch einmal zu betonen. Es ist zentrales Thema der Sozialarbeitswissenschaft, die Ursachen von Exklusion zu erforschen. In ihrer Metatheorie tut sie das generell, als Sozialarbeitstheorie spezifisch, bezogen auf die Exkludierten, die Überflüssigen, die als „gesellschaftlich und professionell als relevant angesehener Problemlagen“ ausgemacht sind. Es ist aufgezeigt worden, dass die durch Dressate regulierten Beziehungen systematisch eine Mentalität erzeugen, die zu Exklusionen führen muss. Die historischen und globalen Ausgrenzungs- und Ausrottungskatastrophen belegen das hinreichend. Deshalb muss die Metatheorie mit einem Menschenbild arbeiten, dass versucht, die Wahrnehmung der Welt in der differenzierten Einheit von Leib, Gefühl und denkendem Bewusstsein zu begründen. Exklusionen wären dann keine unvermeidbaren Selbstverständlichkeiten mehr. Eine intrapersonale Herrschaftsstruktur in gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen, die

sich gegenseitig befestigen, kann das nicht leisten. Eine sozialarbeitswissenschaftliche Kultur, die lernen und lehren könnte, die Reaktionen von Leib und Gefühl als spezifische Erkenntnishilfen zu beteiligen und die das selbstbewusst und mutig täte, könnte eine sehr eigenständige und neue Form von Wissenschaft begründen. Dieser Gedanke ist gar nicht neu, Ansätze dafür finden sich in ästhetischer Kommunikation, Selbsterfahrung, Beratung, Dichtung und vielen anderen Bereichen. Ähnliches begegnet uns auch in der Empirie unserer Selbstinspektion. Was machen wir, wenn unser Gefühl eine Irritation anmeldet, lange bevor wir sie denken und begründen können? Benennen und befragen wir sie? Ist ein plötzlicher befreiender Einfall, also das, was wir eine Intuition nennen, eine Gemeinschaftsarbeit von Leib, Gefühl und Denken? Ist es ebenso eine Gemeinschaftsarbeit, wenn wir für etwas Gelungenes Begeisterung empfinden, also transitiv etwas mit Geist versehen? Das theoretische Panorama der Sozialarbeitswissenschaft darf sich nicht nur auf ein konventionelles Wissenschaftsverständnis beziehen.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich folgender Anstoß: Sozialarbeitswissenschaft geht davon aus, dass Leib, Gefühl und denkendes Bewusstsein in einer trajektiven Beziehung stehen. Sie nimmt den rationalen Theorien den Anschein der Ausschließlichkeit und Allmacht. Gewissermaßen säkularisierten sie diese, was auch den Lehrenden die Erleichterung der Bescheidenheit bringt. Kann es sein, dass die Studierenden – von den Praktizierenden ganz zu schweigen – sich mit einem gewissen Trotz von Theorien abwenden, weil sie die latenten Beziehungsregelungen durch die Dressate in ihnen wittern, also den Teil, der keine Wissenschaft ist? Theorien sind für Studierende dann annehmbar, wenn sie vom Verteidigungs- und Angriffsballast befreit sind und ihre **Tendenzialität** deutlich wird. Das bedeutet auch, dass ihre Verflechtung mit den Dressaten sichtbar und korrigierbar sein muss.

## 4.2 Grundversorgung mit Andersheit und Perturbation

Es ist bereits an verschiedenen Stellen deutlich geworden, dass ein trajektives Verständnis den sich gegenseitig ausschließenden Dualismen – z. B.: richtig-falsch/gut-böse – skeptisch gegenübersteht. Diese säkularisierten Manichäismen negieren das Zwischen und die möglichen Übergänge. Erst das Zulassen des ganz Anderen schützt vor Erstarrung und verhindert ontologieartige Festungen mit Herrschaftstendenzen. Generell ist das Andere, das sich der eigenen Position nähert, sie berührt oder sich ihr entgegengestellt, eine Möglichkeit, sich zu verändern. Jede gedachte und formulierte Position ist eine Reduktion von Wirklichkeit. Sie zieht Grenzen, die der Logik ihrer abstrakten Systematik entspricht, immer nur einem Aspekt der Wirklichkeit. Der erbitterte Streit zwischen wissenschaftlichen Positionen ist meistens der Wirksamkeit der Dressate geschuldet, der Angst, Verlierer zu sein, Einfluss zu verlieren, kein begehrenswerter Held zu sein.



Trajektive theoretische Entwürfe der Sozialarbeitswissenschaft sollten daran gemessen werden, ob sie sich genügend mit dem Anderen versorgt haben. Es wäre unschwer möglich, die fünf theoretischen Perspektiven als einen in sich bewegten Zusammenhang zu verstehen, der die vielfältige Dimensionalität sozialarbeiterischer Arbeitsfelder aufzuklären versucht. Im Bild: Fähren von unterschiedlicher Größe und Motorkraft transportieren bei ruhiger oder schwerer See unterschiedliche Besucher und Güter zum selben Hafen, um ein gemeinsames Werk auszuführen. Für Trajektivität ist es nicht anstößig, eine metatheoretische Position zu sein, die bewusst ihre Widersprüchlichkeit, Überschneidungen und Ergänzungen herausstellt und sie als wissenschaftliche Notwendigkeit begreift. Ein solcher Grundsatz ist der Abbildung der Wirklichkeit viel angemessener, als sie zurecht-zuhämmern, bis sie zur eigenen Systematik passt. Diese Herstellung von Stabilität ist in ihrer Grundtendenz ein Akt der Minderung von Angst, Angst vor der schweren See. Die Fähren sind Stabilität, Wind und See sind Bewegung. Denken schafft Stabilität, Gefühl bewegt das Denken. Eines von beiden zu leugnen, ist Ideologie, also falsches Bewusstsein.

Die Grundversorgung mit dem Anderen darf nicht als Harmoniesucht verstanden werden. Sich mit dem Anderen zu versorgen, das Denken und Handeln von Klienten, Institutionen, Behörden und dem sogenannten gesunden Menschenverstand zu verstehen, heißt nicht, es jeweils zu akzeptieren. Wird das Verstehen und das Akzeptieren gleichgesetzt, geht die Energie für Korrektur und Widerstand verloren. Aggression ist mit Angriff zu übersetzen. „Angreifen“ hat den gleichen Wortstamm wie „begreifen“. Angriff und auch Eingriff müssen nicht den verletzenden und tödlichen Sinn haben, den der Begriff „Aggression“ in unserem Sprachraum hat, einen Sinn, der auf das in seiner Domestizierung böse gewordene Gefühl zurückgeht. Im Angreifen kann sich eine Energie ausdrücken, die wir Neugier nennen, die Welt zu verstehen und im Eingreifen das Handeln in ihr zu gestalten. Beides hat – wie angedeutet – mit dem Begreifen zu tun. Trajektivität will diese Energie nicht in der Gleichsetzung von Verstehen und Akzeptieren verschwinden lassen. Darum ist der Begriff „**Perturbation**“ ein ganz wichtiger für Trajektivität. Sozialarbeitswissenschaft hat eine Störungsaufgabe: Die Wut als Kraft einzusetzen, die aufbegehrt, sich nicht unbedingt einordnet, sich wissenschaftlichen Moden und dem Zeitgeist widersetzen kann. Übergänge zu suchen, zu aktivieren und gegenteilige Standpunkte mit Stärke und Klarheit zu vertreten ist ein akzeptabler Widerspruch. Sturm und schwere See setzen bei der Crew ungeahnte Kräfte frei. Als Wissenschaft von unten weiß Sozialarbeit manche Dinge besser, ist mit Blick auf die Situation beobachtbarer Klienten oft klüger als die, die von oben blicken. Hier ist sie die klügere, die nicht nachgibt, wie schon das Sprichwort sagt.

## 4.3 Theorie und Praxis

### 4.3.1 Zur Säkularisierung von Theorien: Kontingenz und Tendenzialität

Im Folgenden wird versucht, an das tradierte Theorieverständnis einige Fragen zu stellen, an denen ein trajektives Verständnis deutlich werden kann. Das bedeutet: Das tradierte Theorieverständnis wird nicht abgeschafft, sondern es wird um Faktoren ergänzt, die seine Eindimensionalität erweitern und seine Gewissheit etwas erschüttern. Damit beginnt sich die „hohe“ ontologieartige Theorie allerdings „zu säkularisieren“. Begriffe wie Tendenzialität und Kontingenz erhalten Bedeutung. Das soll anhand von zwei Stellungnahmen geschehen, die die Bedeutung von Theorien im sozialarbeitswissenschaftlichen Studium deutlich machen.

Mühlum (2001, 175) formulierte in seiner sehr gründlichen Arbeit für wissenschaftliches Denken sechs Grundregeln, die Allgemeingültigkeit beanspruchen.

#### »Wissenschaft muss

1. sich auf **ausreichendes Tatsachenmaterial** gründen, wissenschaftliche Aussagen müssen an beobachtbaren Tatsachen nachprüfbar sein;
2. um **Sachlichkeit und Objektivität** bemüht sein;
3. zwischen den **Tatsachen und ihrer Bedeutung unterscheiden**, erst die Deutung führt zur Bildung von Theorien und Systemen;
4. sich von der **Spekulation, von Ideologie und Glaube unterscheiden**;
5. auf der **Logik beruhen**, d. h. Aussagen müssen logisch miteinander verknüpft sein und dürfen sich nicht widersprechen;
6. **undogmatisch sein**, d. h. bereit sein, Auffassungen und bisherige Erkenntnisse zu revidieren, sie muss sich jederzeit der Kritik stellen.«

Dazu muss angefragt werden:

**Zu 1.:** Lässt sich sozialarbeitswissenschaftlich „Tatsachenmaterial“ so erheben, dass es nicht implizit schon unter dem Aspekt einer Vordeutung ausgewählt und strukturiert wird? Wissenschaftende in den Wissenschaften vom Menschen haben kein Reagenzglas vor sich, in das sie unbeeindruckt hineinschauen. Sie sitzen immer im Reagenzglas mit drin.

**Zu 2.:** Gehört die Trennung von Sachlichkeit und Menschlichkeit, ebenso wie die von Objektivität und Subjektivität, zu einer Konvention die Welt zu betrachten, die Denken mit dem Sein gleichsetzt und für sich den prinzipiell gültigen Weg zur Wahrheit in Anspruch nimmt? Theorien sind auch Konventionen, die mögli-

cherweise Machtinteressen verschleiern. Was hieße das für Sozialarbeitswissenschaft, deren Arbeitsfeld die Theoriebildung für die Machtlosen ist ?

**Zu 3.:** Ist die Realität wirklich so ursprünglich oder ist es nicht eher so, dass Theorien und Systeme von sozialen Konventionen bestimmt sind, die zeitweise herrschen und Brillen sind, die die Auswahl und Bedeutsamkeit von Tatsachen festlegen? Interessen reduzieren Kontext und Komplexität – bewusst, halb bewusst, unbewusst.

**Zu 4.:** Lässt man nur einen Hauch von Nietzsches Aussage (vgl.1873, 1021ff) gelten, dass wir Bilder von der Welt im Kopf haben und Wörter sprachliche Bilder von Bildern sind und Erkenntnisse Sätze, die zu Konventionen geworden sind und nimmt man Marx nur ein Körnchen ernst, – die herrschenden Gedanken sind die Gedanken der Herrschenden, wobei man für „Gedanken“ auch Paradigmen einsetzen könnte –, so kann die hier gemachte Unterscheidung nicht einfach als Gewissheit stehen. Wenn man sich die großen wissenschaftlichen Richtungen vor Augen führt, die sich unerbittlich wie viele Religionen gegenüberstehen, so muss man konstatieren, dass auch Wissenschaft in ihren Deutungen spekulativ ist. Es geht nicht darum, diese Überlegungen gegen die Grundsätze Mühlum's in Stellung zu bringen. Es geht darum, dass es zur Wissenschaftlichkeit gehört, deren eigene spekulative Widersprüchlichkeit offen zu legen, d.h. Studierende damit zu konfrontieren. Trajekktivität bedeutet, die Räume zwischen den Widersprüchen zu öffnen, Vorläufigkeit von Erkenntnissen zu zeigen und Vordeutungen einzuräumen bzw. sie als normalen Vorgang zu betrachten und deutlich zu benennen. Das bedeutet: Tendenzialität und Kontingenz werden immer mitgeliefert. Ist diese Klarheit im Bereich der Wissenschaften vom Menschen die angemessene Form von Objektivität?

Zu 5.: Ist diese Logik eine untrügliche Gewissheit und ausschließlich gültig? Sind logische Systeme nicht auch Gebäude, die Widersprüchlichkeiten aufzeigen, die auf der Ebene von Beziehungen nicht bestehen? Gibt es in der Sozialarbeit nicht eine Fülle von Beispielen im Praxisalltag, in denen der logische Grundsatz „tertium non datur“ nicht zuständig ist? Gibt es nur eine Logik? Logik ist mitunter auch eine soziale Konstruktion.

Zu 6. Was sind bessere oder neue Erkenntnisse? Sind sie das Aufdecken von etwas Unzureichendem oder Falschem? Sind sie auch eine verbesserte Anpassung an dressatbasierte Strukturen, die durch sich verändernde Bedürfnisse und damit veränderter Wirklichkeit gefährdet sind, also Machtsicherungen? Wo lernen Studierende, das zu unterscheiden?

Ich weiß, wie schwierig es ist, für Studierende komplizierte Sachverhalte in gebotener Kürze kommunikabel darzustellen. Das hat aber auch den Vorteil, dass auf einen höchst abstrakten Duktus und verschleiernde Differenzierungen verzichtet werden muss, damit die Aussagen an Klarheit gewinnen. Ich möchte deswegen noch einmal betonen, dass ich diesen Bemühungen von Kolleginnen und Kollegen zustimme, bin allerdings auch der festen Überzeugung, dass die oben ange-deuteten Relativierungen dazugehören. Das gilt auch für die folgenden Anmerkungen, die sich auf ein hausinternes Papier beziehen (vgl. Strege u. a.), das direkt an Studierende gerichtet ist.

Das Papier ist entstanden aus einer Sorge, die sich auf eine gewisse „theoriefeindliche Grundhaltung“ bei Studierenden und Praktizierenden bezieht. Möglicherweise ist diese Einstellung aber gerade darin begründet, dass Theorien als Gewissheiten gelehrt werden und ihre Relativität nicht mitgeliefert wird. Ich zitieren aus dem angesprochenen Papier einige Passagen und nehme jeweils Stellung dazu (vgl. Strege u. a., 1-4).

»Wenn Praxis dazu neigt, die normative Kraft des Faktischen zu verabsolutieren und sich einer kritischen Reflektion entzieht, verkennt sie die arbeitsteilige Funktion von Wissenschaft.«

Diesem Satz ist einschränkungslos zuzustimmen. Nur muss deutlich sein, dass er für Theorien ebenso gilt: Wenn Theorie dazu neigt, die normative Kraft und Macht ihrer Produktionen zu übersehen und sie die Theorieabstinez der Praxis nicht als fundamentale Kritik versteht – allerdings nicht im elaborierten Duktus der Wissenschaft vorgebracht, verkennt sie die arbeitsteilige Funktion von Wissenschaft.

»In Alltagstheorien verknüpfen wir persönliche Erfahrungen und kulturell geprägte Annahmen gemäß unserer individuellen Logik. Daraus bilden wir Grundannahmen, Verallgemeinerungen, (Vor-)Urteile, Vereinfachungen. Diese subjektiven Theorien helfen uns zu verstehen, Komplexität zu vermindern und alltäglich zu handeln.« (Flick 1998, 12ff)

»Wissenschaftliche Theorien entstehen dadurch, dass Erkenntnisinhalte über Teilaspekte der Welt durch einen gezielten Erkenntnisweg (Forschungsmethode) gewonnen werden. Wissenschaftliches Wissen muss öffentlich zugänglich sein und diskutiert, kritisiert sowie überprüft werden können.« (Engelke 1992, 26)

Zu fragen ist: Gelten die Aussagen für die Alltagstheorien nicht in abstrakterer und ausdifferenzierterer Weise ebenso für die wissenschaftlichen Theorien? Werden in Paradigmen nicht auch die subjektiven Gewissheiten der Autorinnen und Autoren im abstrakten, elaborierten Stil festgeschrieben? Ist Kontingenz nicht ein

Begriff, der für den wissenschaftlichen Alltag wenig Relevanz hat, eher angstbesetzt ist? Lassen sich nicht in vielen empirischen Untersuchungen die latenten Vordeutungen ahnen oder nachweisen? Ist in den Alltagstheorien nicht auch ein intuitives, ganzheitliches Erfassen der praktischen Fallsituation enthalten, ein „Mehr“, das auf eine Leib-Gefühls-Denk-Einheit zurückgeht? Ist es nicht eine Nebenwirkung der gängigen wissenschaftlichen Theoriebildung, dass sie ihre Produktionen von diesem „Mehr“ reinigt? Sind Theorien in diesem Sinne nicht auch immer Reduktionen der Wirklichkeit, d.h. nicht nur partielle Teilaspekte, sondern auch verzerrte Aspekte? Kann die ungeheure Fülle sich widersprechender, sich überlagernder, sich ergänzender, sich überholender und sich nicht begegnender Teilaspekte, die oft in ganz unterschiedlichen Terminologien über das Gleiche reden, überhaupt noch ein Gesamtverständnis produzieren? Wenn das Ganze mehr als die Summe seiner Teile ist, können wissenschaftliche Theorien dann auch dieses „Mehr“ überhaupt erreichen? Ist die Fülle der wissenschaftlichen Arbeiten nicht das Kennzeichen für eine Trotzreaktion auf diese bittere Erkenntnis? Wissenschaftliche Theorien im Bereich der Wissenschaften vom Menschen sind keine Beweise, sondern plausible Tendenzen.

**»Theorien (theorein, (gr.) = schauen, sehen, erkennen, einsehen) sind wie Brillen/Fenster, mit der/durch die wir die Wirklichkeit sehen, wahrnehmen. Ohne solche Fenster oder Brillen sehen wir nichts, nehmen wir nichts wahr.«**

Bedeutet diese kühne Behauptung, dass ohne wissenschaftliche Bildung keine Wahrnehmung möglich ist? Sokrates hat noch alles, was unter dem denkenden Bewusstsein ist, als Störung wahrgenommen. In dieser Behauptung sind Leib und Gefühl gänzlich anästhesiert. Wenn die eigene Wahrnehmung/Erfahrung nur durch diese Brillen oder Fenster verstehbar wird, heißt das dann im Klartext, dass nur mit wissenschaftlichen Theorien dieser Art Wirklichkeit zureichend – wenn nicht überhaupt zu erkennen ist? Warum treten Politologen nicht als Spitzenpolitiker in Erscheinung? Warum haben Lehrer nicht die besterzogensten Kinder? Hier wird ein kaum bewusster Herrschaftsanspruch sichtbar, der wissenschaftliche Theorie verabsolutiert. Oder wird hier der latente Anspruch auf die normative Kraft der Theorie geschickt gegen die Neigung der Praxis „die normative Kraft des Faktischen zu verabsolutieren“, durchgesetzt? Die machtvolle Wirksamkeit der Dressate ist hier wohl kaum zu leugnen. Und was ist mit den armen Leuten, die nicht studiert haben? Sie sind wohl alle Blinde.

»Die Auseinandersetzung mit Theorie eröffnet innerhalb der praktischen Arbeit die Möglichkeit, eine reflexive Distanz (Müller) herzustellen und entlastet insofern von Handlungs- und Entscheidungsdruck als theoretisches Wissen zur distanzierenden und systematischen Erkenntnisgewinnung genutzt wird. Ein vorüberge-

hend hergestellter Abstand hilft SozialarbeiterInnen, ihre Wahrnehmungen zu strukturieren, einzuordnen, in Beziehung zu setzen, zu verstehen (Terbuyken 1996) und praktischem Handeln eine Richtung aufzuzeigen.

Theoretische Erklärungsansätze können einen Sinn oder die Bedeutung des Erlebens und Handelns von KlientInnen erschließen (Pantucek 1998, 150). Sie verhelfen einen Perspektivenwechsel zu vollziehen und für schwierige oder festgefahrene Handlungssituationen neue „Rahmungen“ oder „Lesarten“ zu entwickeln.« (Müller 1998)

Ist die „reflexive Distanz“, die zur Erkenntnisgewinnung genutzt werden soll und zur Strukturierung und Einordnung verhilft, nicht gleichzeitig ein sich Darübersetzen, das die Gouvernantenhaltung begründet, die Widerstand erzeugt? Nicht nur mit dem Wissen, dass die Erde eine Scheibe sei oder die Sonne der Mittelpunkt der Welt, sondern auch mit vielen Theorien über den Umgang mit den schwachen Überflüssigen – also der mittelbaren Klientel der Sozialarbeitswissenschaft – war es möglich, gebildet zu sein, Macht, Einfluss, Stellungen und Privilegien zu gewinnen, auch den scheinbar minderen Wert von Frauen zu begründen. Was lässt uns sicher sein, dass unser heutiges Wissen nicht alsbald überholt ist? Als Wissen existierendes falsches Wissen tarnt die Dressate hervorragend beim Streben nach Vorrechten. Hat die „reflexive Distanz“ nicht auch eine verdächtige Nähe zu der sokratischen Spaltung? Begründet sie nicht auch ein „Oben“? Zu dem Abstand, der zur Beurteilung von Situationen durchaus wichtig sein kann, müsste den Studierenden die darin enthaltene Gefahr ebenso mitgeteilt werden.

»Theoretische Grundlagen können Anregungspotenzial sein, andere Fragen zu stellen als die, die die professionelle Praxis nahe legt. Insofern sind sie ein brauchbares Instrument für die Situationsanalyse.

In der Fallbearbeitung führen sie jedoch keinesfalls zu richtigen Antworten, „weil die Wirklichkeit stets facettenreicher ist als die Theorie".« (Pantucek 1998, 150)

Ergänzt werden muss wieder der fehlende Teil: Die professionelle Praxis kann Anregungspotenzial für die Theorieproduzierenden sein, nicht sooft Fragen zu beantworten, die niemand gestellt hat (was natürlich bedeutet, die gestellten zu beantworten). Insofern ist die professionelle Praxis ein brauchbares Instrument für die Bearbeitung des Fragehorizonts. Für die Fallarbeit bleibt die Frage, was den Facettenreichtum der Wirklichkeit ausmacht. Es ist nicht nur ihre Vieldimensionalität, der die Eindimensionalität der Theorie nicht gerecht werden kann. Es ist das ganzheitliche Wahrnehmen aus der Leib-Gefühls-Denk-Einheit, das aus der Theoriebildung ausgeschlossen ist.

»Theorien müssen überprüft werden, ob sie sozialarbeiterischen Handlungsprozessen „nützen“ und dürfen sich keinesfalls über die Sachzwänge und Vorgaben der Praxis hinwegsetzen und damit den Lebens- und Berufsalltag der im Feld Sozialer Arbeit Agierenden ignorieren.« (a. a. O.)

Dass diese Selbstverständlichkeit so oft von der Theorie übersehen wird, sollte ebenso mitformuliert werden. Zentrale Bedeutung hat aber die Tatsache, dass gängige Theoriebildung den systematischen Mangel aufweist, dass sie umfangreichere Wahrnehmungsmöglichkeit der Praxis oftmals ignoriert.

Ganz deutlich möchte ich sagen, dass ich bei den oben untersuchten Texten in gebotener Kürze exakte Darstellungen des „normalen“ Theorieverständnisses wahrnehme. Sie bemühen sich ein studentisches Vorurteil auszuräumen. Was ich als einen Mangel ansehe, ist, dass ein Theorie- bzw. Wissenschaftsverständnis dargestellt ist, das die in den beispielhaft vorgestellten Infragestellungen aufleuchtende Kritik nicht mitliefert. Das erzeugt Gläubigkeit oder Widerstand oder Opportunismus bei den Studierenden. Die Tendenzialität von Theorien wird nicht offen gelegt, sondern die Theoriegebäude, Schulen und Paradigmen stellen ontologieartige Festungen dar – „artig“ durchaus im Doppelsinn. Sie haben viele Abkömmlinge und teilen nicht mit, inwieweit in ihren Kernaussagen Wissen und Macht zusammenhängen, ja Erkenntnisse durchaus auch verdeckte Machtsicherungen sind. Kontingenz jedoch lässt sich durch diese Fragestellungen berühren und ist daher ganz wichtiges Kriterium eines trajektiven Verständnisses. Darüber hinaus wird die Tendenzialität herausgearbeitet. Sie nimmt die Theorien aus dem Gewissheitshimmel heraus, säkularisiert sie sozusagen. Aspekte der Kontingenz bekommen dadurch die Chance, als experimentales Denken bei der Erkenntnisgewinnung anerkannt zu werden, wenn es sich als plausibel erweist. Diskontinuitäten, fließende Assoziationen, Unstimmigkeiten, Unwägbares, Eventualitäten und Zufälle werden aus dem Bereich der Spekulation genommen und auf ihre Möglichkeiten hin untersucht. Die aristotelische Logik, die das Abendland so stark geprägt hat, ist mehr eine Grammatik als vernünftig-trajektives Denken. Indem sie A und Non-A gegeneinander ausschließt und jedes Teil hermetisch einschließt, gerät das Zwischen völlig aus dem Bewusstsein. Synthese als Möglichkeit zu suchen *und* Widersprüchlichkeit zu akzeptieren, macht Wissenschaft freier und bescheidener. Sozialarbeitswissenschaft besticht nicht durch Kathedralenbau, sondern manövriert im Gemenge der Komplexität. Metatheoretisch bewegt sie sich zwischen den gängigen Theorien und den Anfragen, die ihre Gewissheiten in Frage stellen. Beide Positionen sollten sich gegenseitig versorgen.

Mir scheint die normative Kraft der Theorieproduzierenden und -Lehrenden wird von ihnen unterschätzt. Der Wunsch der Studierenden im selbst gewählten Fach Kompetenz zu erlangen, die Selbstgewissheit, Anerkennung und letztlich geringe

Sozialchancen bietet, verleiht den Lehrenden eine Position, die eine suggestive Kraft ausstrahlt. Auch wenn sie als solche nicht von allen wissenschaftlich Lehrenden bewusst inszeniert wird, kommt sie bei den Empfängern meist so an. Wissenschaftliche Theorien, die dann gelernt werden – für viele unterschiedliche ist kaum Zeit – bekommen eine latente normative Kraft. Die strahlt auch auf die nicht akademischen Mitbürger aus. Wissenschaftliche Experten wirken wie Priester, vor deren vermeintlicher Wissenshöhe und verbaler Überlegenheit man in die Knie geht, auch wenn sie sich noch so leutselig geben, auch wenn man ihnen heimlich misstraut. Im Studium wird dieser priesterliche Nimbus noch dadurch verstärkt, dass der Initiationsritus für den Eintritt in den wissenschaftsbasierten Beruf „Sozialarbeit“ – das Examen – von der Theorie für die Praxis veranstaltet wird. Angst und Diplome sind wirksame Riten der Dressatgesellschaften. Wieso prüft die Praxis nicht auch die Theorie? Ein hierarchisches Verhältnis von der Theorie zur Praxis wird erstaunlicherweise stets höflich gelehnet. Theorie ist durchweg besser bezahlt, überwiegend männlich besetzt und hat ein hohes Sozialprestige. Was unter der Decke abläuft und nicht zur Sprache kommt, haben Kähler und Schulte-Altendornebusch (1995) empirisch untersucht und glänzend dokumentiert.

Können die Theorien der Wissenschaften von den Menschen der changierenden Kontextualität und Komplexität in der üblichen Weise nicht entsprechen? Kopieren sie deshalb überwiegend das Ursache-Wirkungsmodell der Wirkungswissenschaften, deren Gegenstand zunächst die materielle Beschaffenheit der Welt ist, die – ohne eigenen Willen – besser berechenbar ist und scheinbar so viele sichtbare Erfolge garantiert? Auch deshalb, weil deren Siegeszug in der Moderne eine so schmerzhaft Niederlage für sie ist?

Trajektive Sozialarbeitswissenschaft setzt sich von diesem Zustand ab. Sie weiß, dass sie nicht schnell Berechenbares produzieren kann. Als Nebenwirkungswissenschaft dekonstruiert sie die Rationalisierungen menschlichen Missbrauchs, ohne zunächst konstruktive Alternativen anbieten zu können. Sie weiß – damit wird ein weiterer Anstoß formuliert: Theorien sind Erklärungsmodelle, die durch **Tendenzialität** und **Plausibilität** gekennzeichnet sind und eines Kontingenzbewusstseins bedürfen. Sie haben für kleine und große Wirklichkeitsausschnitte nur tendenzielle und unterschiedlich begrenzte Gültigkeit. Theorien sind in dem Bereich, um den es hier geht, keine Beweise im wirkungswissenschaftlichen Sinn, sondern ihre Aussagen müssen plausibel sein. Plausibilität ist ein wichtiges Kriterium, das sehr mit der Erkenntnisdimension von Leib und Gefühl verbunden ist und die Anstöße der Alltagstheorien ernst nimmt.

Trajektive Sozialarbeitswissenschaft liefert die eigene **Porosität** mit ihren eigenen Ergebnissen immer mit und betrachtet sie als sichere Gewähr für Korrektur und



Anschluss. Sie ist skeptisch und mitunter respektlos gegenüber den selbstgewissen Präsentationen der Schulen und Paradigmen. Sie bewegt sich zwischen den Dichotomien. Ihr Platz ist zwischen den Stühlen.

### **4.3.2 Praxis als leiblich-emotionales Denkhandeln**

»Mancher Akademiker hält es für ein Reinlichkeitsgebot, seine Wissenschaft klar zu scheiden von der Praxis außerhalb von ihr. Der Wissenschaftler möchte frei bleiben von den Abhängigkeiten alltäglichen Handelns; er hält sich an seine Methode und seine Begriffe. Deren Logik ist nicht die des Dienstbetriebs und der beruflichen Arbeit. Die Wissenschaft zieht ihre Kreise möglichst ungehindert von der Wirklichkeit um sie herum. Eigentlich konkurrieren hier zwei Arten von Praxis: die in der „Freiheit von Forschung und Lehre“ sich vollziehende wissenschaftliche Tätigkeit und die professionelle Werkstätigkeit außerhalb akademischer Zirkel. So verstanden genügt eine Wissenschaft zunächst sich selber; danach verschließt sie sich nicht ihrer Anwendung« (Wendt 1995, 307).

Die okzidentale Verkürzung der Menschlichkeit auf eine Rationalität des denkenden Bewusstseins – auf das Ideal der Männlichkeit – setzt darauf, dass diese Rationalität rein von Einflüssen des Leibes und des Gefühls sein soll. Damit ist sie jedoch rein von Praxis. Dahinter steht die Ideologie, dass diese Rationalität die Wirklichkeit vollständig abbilden kann. Sozialarbeitswissenschaft bricht mit diesem Reinlichkeitsanspruch. Sie weiß, dass im Denken nicht das Sein bzw. die Wirklichkeit abgebildet wird, sondern bestenfalls nur Tendenzen. Die Überzeugung, je „reinlicher“ die Theorie, d. h. je widerspruchsfreier und in sich geschlossener sie ist, desto mehr entspräche sie der Wirklichkeit, ist ein Irrtum. Das Ideal von Reinlichkeit kann nur durchgehalten werden, indem durch einen intelligiblen reduktiven Selektionsprozess so viel Wirklichkeitsaspekte ausgeschaltet werden, bis die Regeln der abgespaltenen Rationalität erfüllt sind. Aus dieser Auffassung entspringt in den Wissenschaften von menschlichen Beziehungen das ungelöste Theorie-Praxis-Problem. Sie werden jedoch belohnt mit hohem Prestige, viel Macht für Expertentum und Ausbildungsfunktionen, was das priesterliche Image stärkt. Sozialarbeitswissenschaft ist jedoch dem „Schwachen Denken“ verpflichtet und damit eine „Schwache Wissenschaft“, die ein solches Reinheitsgebot nicht kennt.

Wie schon an verschiedenen Stellen gezeigt wurde, ist das Leib-Sein das grundlegende Prinzip menschlicher Praxis. Im Gefühl-Sein erlebt der Mensch sein Dasein und die Möglichkeit von Beziehung, die Basis sprachlicher Kommunikation. Wenn dieser Funktionszusammenhang innerhalb der Einheit „Leib-Gefühlendenkendes Bewusstsein“ zerreißt bzw. sich in ein Rivalitäts-Herrschafts-Sexrollenmodell verwandelt, wird Humanität zerstört, auch wenn eine solche

Transformation zunächst wie ein funktionales Erfolgsmodell aussieht. Deshalb soll die starre – scheinbar „objektive“ – Vorstellung von Theorie um die Aspekte Tendenzialität, Kontingenz und Plausibilität erweitert werden. Sozialarbeiterische Praxis ist konkret vollzogene Theorie in sinnlich-emotionaler Wahrnehmung.

Es soll nun gezeigt werden, dass Theorie und Praxis zwei Dimensionen des *einen* menschlichen Handelns sind, die sich weit durchdringen. Leider werden sie weitestgehend wie Additive behandelt und nur durch Berufspraktika (bzw. Referendarate) aneinander gekoppelt.

In einem Aufsatz hat von Kietzell (1994, 115ff) vier Missverständnisse über die Funktionen von Praktika im Studium der Sozialarbeitswissenschaft benannt. In überzeugender Weise legt er dar, wie der Praxisbezug falsch verstanden werden kann, nämlich als

- Orientierung an der Praxis, die nur in den Berufsfeldern geschieht
- ein Geschehen, das nur in sogenannten Praxisanteilen des Studiums stattfindet
- Beschäftigung, die nicht eine eigene Praxis meint
- Tätigkeit, die außerhalb des Theorieorts „Hochschule“ geschieht.

Von Kietzell arbeitet präzise heraus, dass alle Seminare und Vorlesungen insofern immer praxisbezogen sind, als sie das „Mehr“ – im Teil II schon einmal thematisiert –, das über reine Ausbildung hinausgeht, – er nennt es generelle Berufskompetenz – zum Fokus machen. Die Geschichtlichkeit der Praxis, gesellschaftliche Ungerechtigkeit und die Stellung der Sozialarbeitenden zwischen Trägerinteressen, fachlicher und berufsethischer Kompetenz und den konkreten Notlagen der Klientel gehören dazu. Es bildet sich ein multiperspektives Panorama der Komplexität der Praxis heraus. Praxisorientierung kann also auch in „normalen“ Lehrveranstaltungen eingelöst werden. Der Aufsatz macht deutlich, dass man in Büchern viel schneller über das konkrete Geschehen in den Berufsfeldern informiert werden kann. Aber – und das ist das Besondere – es findet in der eigenen konkreten Praxis ein anderes Lernen statt. Dort erfolgt keine überwiegend schnelle kognitive Rezeption, sondern eine, die der Andersheit von sozialen Wirklichkeiten gerecht wird: konkret und authentisch durch alle Sinne, die *eigenen* Sinne. Durch den Austausch dieser Erfahrungen findet eine Verinnerlichung des Lernens statt. Erst auf dieser Basis hat später abstraktes Lernen eine Chance, angenommen zu werden. Dazu kommt, dass der Lernort Hochschule selbst eine Praxis ist. Hochschule darf nicht aus der gesellschaftlichen Praxis gelöst werden. Sie muss deutlich machen, wie sich in ihr selbst konträres gesellschaftliches Geschehen abspielt, das sich nicht grundsätzlich von den Prozessen an den Berufsorten unterscheidet.

Die Studierenden lernen sehr viel für ihren Beruf, wenn sie daran beteiligt sind. So weit in aller Kürze eine Skizze des Aufsatzes von v. Kietzell.

Deutlich wird in solchen Überlegungen, dass schon der allgemein benutzte Ausdruck „Praxisbezug des Studiums“ falsch ist. Korrekt müsste es heißen, „der Bezug von Praxis und Theorie innerhalb des Studiums“. Das Lernen in der Praxis und die Reflexion dieser Erfahrungen ist die Chance, dass die Studierenden erleben und verstehen, dass alle Theorie mittelbar von konkreter, sinnlicher Praxis handeln will. Nur durch solches Geschehen kann Verinnerlichung von theoretischem Verstehen gewährleistet werden. Die sogenannte „Theoriefeindlichkeit“ ist in ihrem Kern eine Forderung nach **Verinnerlichung**. Das erfordert von den Lehrenden Fähigkeiten, die über die Beherrschung von sachlichen Lehrinhalten hinausgehen. Zunächst müssen sie diese Erfahrungen selbst gemacht haben. Es sollten aber Modelle entwickelt werden, nach denen Lehrtätigkeit kontinuierlich von Praxis begleitet wird. Lehrende sollten gelernt haben, in ihrer Hochschule ein emotional-reflexives Bezugssystem aufzubauen, d. h. Beziehung zu Menschen *und* zu den Inhalten des Studiums herzustellen: Begeisterung! Ohne ein solches Bezugssystem entsteht so etwas wie Heimatlosigkeit, was die Entwicklung von Flüchtlingssyndromen zur Folge hat: Resignation, Ausstieg, Flucht in unterschiedlichste Räusche, ein Selbst, das sich anpasst. Lernen nur für das Examen mit späterer desillusionierter beruflicher Routine. Das Ausweichen in die Reinlichkeit einer bloßen inhaltlichen Theorie ist eine Flucht. Solche Aufspaltungen der physisch-emotional-reflexiven Einheit machen krank oder deviant auf Hochschulniveau. Ein Studienort muss ein emotional-reflexives Bezugssystem aufbauen, das eine sinnliche Praxis darstellt, ein Lernfeld, welches den Aufbau von Beziehungen über Menschen zu Inhalten gewährleistet. Geschickte Präsentation von „Stoff“ reicht nicht aus.

Der Abbau von autoritären Strukturen hat als Nebenwirkung mit sich gebracht, dass Lehrende nicht mehr wahrnehmen, dass sie – ob sie wollen oder nicht – Modelle für Inhalte und Beziehungen sind, Modelle, die sehr wirksam sind. Das bedeutet, sie leben vor, was Beziehung im Umgang mit Menschen und „Lernstoff“ ist. Begeisterung, angemessene Nähe und notwendige Distanz werden im Vorleben gelernt. Lernen ist auch ein Lernen an der eigenen Person, die dabei zum „Lerninhalt“ wird. Dies ist in der abendländischen Tradition eine seltene Ausnahme.

Diese Vorschläge für eine lebendigen Vernunft sind gerade für zukünftige Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sehr wichtig. Ihre Umsetzung gehört zu einer verantwortlichen Hochschulpraxis, die auf die kommenden Aufgaben in der Berufspraxis vorbereiten will. »Wir müssen zwar immer wieder „*einzelne*“ Problemfälle lösen, doch sind wir dabei auf das Erkennen der inneren Zusammenhän-

ge des „Falles“ mit seinen psychosozialen-energetischen Flüssen und fixierten Gegebenheiten angewiesen, um möglichst dauerhafte Lösungen erreichen zu können – die gleichfalls mit den äußeren Einflüssen vermittelt *und* verbunden sein müssen« (Taubе 2002, 76).

Körner/Ludwig-Körner (1997) haben auf der Basis des psychoanalytischen Konzepts sehr deutlich und anschaulich beschrieben, wie bei Klientinnen und Klienten Verinnerlichungen erreicht werden können und wie das für die Praxis der Sozialarbeit nutzbar ist. Vielleicht ist das große Angebot von Theorie durch gute Lehrbücher dieser Art zu bewältigen.

#### 4.4 Eklektizität und Dilettantismus

Die Erfolge der Wirkungswissenschaften haben es mit sich gebracht, dass reine empirisch-analytische Ansätze verstärkt in die Wissenschaften von den Menschen und den Beziehungen eingezogen sind. Das bedeutet, dass soziale Sachverhalte nur beschrieben und ethische Positionen scheinbar nicht wissenschaftlich begründet werden können. Die Selbstwahrnehmung dieser Ansätze bescheinigt sich zumeist entschieden ihre Ideologiefreiheit. Hier ist das Prinzip der Trennung von Leib-Gefühl und denkendem Bewusstsein radikal durchgeführt. Aber genau das begründet eine Ideologie, die Ideologie der Spiegelung des Kausalnexes im Bewusstsein als einzige wissenschaftliche Wahrheitsnorm. Alle Deutungen, die nicht exakt empirisch-analytisch belegbar sind, werden dem Bereich der Spekulation zugewiesen: Ideologie der Ideologiefreiheit. Sie gründet in einem verengten Theoriebegriff, der einen so realen Eindruck macht, weil er der herrschende ist. Verengt ist er deshalb, weil er eine bestimmte Version von Rationalität verabsolutiert und damit eine prinzipielle Deutung der Wirklichkeit vornimmt, die alle Deutungen außerhalb ihres Systems als unwissenschaftlich ausschließen möchte. Es wäre nicht mit dem trajektiven Verständnis zu vereinbaren, wenn sich Sozialarbeitswissenschaft hier auf eine Seite schlagen würde. Natürlich muss die herrschende Ideologie stärker kritisiert werden, weil sie die Macht hat, sich als die gültige Vernunft und Wahrheit darzustellen. Das Dilemma ist jedoch die Spaltung und die sich daraus ergebenden paradigmatischen Festungen. Sahle (o. J., 115f) hat sich mit der Interdisziplinarität beschäftigt und formuliert unter Bezug auf Mittelstraß (1996, 396), dass Interdisziplinarität „im eigenen Kopf anfängt“. Diese benötige Neugier, Interesse, Risikobereitschaft und Mut (vgl. Sahle ebd., 396). Nur leicht abweichend formuliere ich, dass sie „im eigenen Bauch anfängt“, weil zunächst Ängste vor Abwertung und Verlust von Geborgenheit überwunden werden müssen. Erst wenn erwachter Mut das geleistet hat, treibt die bis dahin anästhesierte Neugier das Interesse an. Also: Interdisziplinarität bedarf zunächst einer Gefühlsarbeit, die leibliche und emotionale Erkenntnisbarrieren beseitigt. Sahle (ebd.) setzt **Dilettantismus** und **Eklektizismus** in ihre ursprünglichen nicht abwertenden Bedeutungen wieder ein. Der Dilettant war ein „Liebhaber einer Kunst oder

Wissenschaft“, ein Laie mit „fachmännischem Ehrgeiz“. Ein Eklektiker ist ein Auswählender, der nicht ein eigenes neues System aufstellen will, sondern aus den „Festungen“ das herausucht, was er für die Gestaltung der Wirklichkeit für notwendig erachtet. Er ignoriert die Versäulung der Paradigmenwelt und ersetzt den Bau mächtiger Kathedralen durch notwendigen Wohnungsbau.

Miller (2001) hat die Luhmann'sche Kathedrale in hervorragender Weise und verständlich auf ihren theoretischen Kern reduziert und seine Möglichkeiten für die Praxis der Sozialarbeit herausgearbeitet. Solche Lehrbücher sind sehr wichtig für das Studium, um Orientierung und Übersicht zu schaffen. Es wäre fatal, hieraus zu folgern, dass die Grundlagenforschung das Zentrale sei - reine Theorie - und die anderen - nachgeordnet - halt Anwendung in der Praxis lehren. Die Spaltung würde listig befestigt, das Theorie-Praxis-Problem weiterhin nicht gelöst.

Sozialarbeitswissenschaft nimmt, was plausibel und brauchbar für Sozialarbeit erscheint. Sie inspiziert das gesamte wissenschaftliche Panorama, weiß, dass sie sich dabei um die eigene Achse drehen muss, und sie wählt aus, ohne sich um die sektoralen Grenzen zu kümmern. Sie ist skeptisch und respektlos: ein bisschen reaktive Seeräuberei.

Zu der zentralen Spaltung zwischen den Wirkungswissenschaften und den Nebenwirkungswissenschaften, zwischen den Wissenschaften von den Objekten und denen von den Subjekten und deren Beziehungen kann aus trajektiver Perspektive folgendermaßen Stellung genommen werden: Die empirisch-analytisch orientierte Wissenschaft stellt sich in nüchterner Distanz den Gegebenheiten der Wirklichkeit. Sie beschreibt und zählt exakt aus. Es ist evident Unsinn, sich über die Wirklichkeit Meinungen zu bilden, ohne diese Information zu benutzen. Abzulehnen ist nur, wenn diese Arbeitsweise zum universalen Prinzip der wissenschaftlichen Entwicklung erklärt wird. Nach einem solchen endgültigen Sieg hätte die „*conditio humana*“ ihren abschließenden Zustand erreicht, womit das Ende der menschlichen Geschichte eingeleitet wäre. Viele Epochen haben sich auch als einen solchen Endpunkt erlebt, doch es gibt keinen empirischen Anhaltspunkt dafür, dass er in einer empirisch-analytisch orientierten Welt erreicht wäre. Im leib- und gefühlsorientierten Bewusstsein sind die Qualia ein Forschungsfeld.

Die kritisch-hermeneutisch orientierte Wissenschaft stellt sich in empatischer Neugier den Beziehungen der Menschen. Sie registriert die Brüche der Humanität und als Sozialarbeitswissenschaft erforscht sie die in humanen Forderungen versteckten Dressate, die den strukturellen und personalen Missbrauch verursachen. Auch sie ist kein universales Prinzip. Sie steht eklektisch und dilettantisch zwischen den beiden großen Wissenschaftsrichtungen und hält diese Aufteilung für nicht mehr realitätsangemessen. Sie unterscheidet zwischen Wirkungen und Ne-

benwirkungen des Fortschritts. Dilettantismus und Eklektizismus in der positiven Bedeutung sind ihre Haltung und ihre Werkzeuge als **schwache Wissenschaft**. Sie ignoriert auch zuweilen den ungeheuren Ballast an Ausdifferenzierungen.

„Die Sendung mit der Maus“ und „Löwenzahn“ **bilden** in bedeutsamen Maße, ohne auszubilden. Sie machen den fundamentalen Gesamtsinn von Sachverhalten deutlich und durch ihre Sendungen oszilliert ein Wärmestrom, der deutlich die Liebe zum Verstandenwerden transportiert. Sozialarbeitswissenschaft könnte sich bei diesen Kindersendungen einiges abschauen.

Eklektisch wäre nicht nur, die paradigmatischen Säulen innerhalb einer Disziplin zu theoretischen Aspekten zu verkleinern und interdisziplinäre Forschung zu betreiben. Eklektisch wäre es auch, über Grenzen zu gehen und zu fragen, inwiefern Schillers Novelle „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“, Hauptmanns „Der Biberpelz“ oder die Bilder von Käthe Kollwitz und Zille nicht Lehrstücke der Sozialarbeitswissenschaft sein können.

Im Dilettantismus liegt noch eine besondere Chance, die normalerweise übersehen wird. Sie wird besonders deutlich, wenn man das Expertentum betrachtet. Experten sind durch den Sektor ihrer jeweiligen Disziplin – der oft sehr klein ist – durchweg geprägt. Einen Gesamtblick auf ihre Disziplin, geschweige denn auf deren Verantwortung für die Ziele und Nebenwirkungen, ist in der Regel nicht ihr Thema. Hier kann das Potenzial des dilettantischen Bewusstseins bedeutsam werden. Es ist viel weniger dressiert und hat einen freieren Blick für unkonventionelle Lösungen und die Beachtung destruktiver Nebenwirkungen. Könnten Beiträge Standard werden, die mit dem Satz beginnen: „Ich bin keine Fachfrau, *deswegen* sage ich ...“? Natürlich sind Sozialarbeitende und SozialarbeitswissenschaftlerInnen Fachleute. Sie sollten jedoch über ein Maß dilettantischer Unvoreingenommenheit und eklektischer Übersicht verfügen. Nähme Sozialarbeitswissenschaft diesen Anstoß ernst, könnte sie aus dem dogmatischen Einbahnschlummer erwachen.

#### **4.5 Beliebigkeit und Disziplin**

Manche meiner Bemerkungen lassen eine gewisse Nähe zu konstruktivistischen Vorstellungen erkennen. Angesichts der Verheerungen des vergangenen Jahrhunderts und den sich ankündigenden Katastrophen des gegenwärtigen, die trotz Humanismus und Aufklärung zu konstatieren sind, müssen den wissenschaftlichen Gewissheiten Zweifel beigemischt werden. Kontingenztheorien und Konstruktivismus nagen an der Sicherheit traditioneller wissenschaftlicher Grundlagen und damit auch am Selbstverständnis nicht allzu sturer WissenschaftlerInnen. Wenn alle unsere Erkenntnisse keine Wahrheit haben, nur kanonisierte Gewissheiten oder individuelle Eigenkonstruktionen ohne überindividuelle Verbindlich-

keit sind, ist alles Beliebigkeit. Es ist die Angst vor Orientierungslosigkeit, die in die Fluchtburgen der Paradigmen und Theoriegebäude treibt.

Trajektivität hat ihren Platz zwischen all diesen Widersprüchen. Sie nimmt ihren Wohnsitz nicht auf einer Seite der Widersprüche, sondern sie fährt zwischen ihnen hin und her. Dabei verläßt und löscht sie eklektisch Güter auf beiden Seiten. Sie nimmt, was ihr plausibel und brauchbar erscheint. Der Konstruktivismus bricht mit dem Herrschaftsanspruch, dass irgendjemand die universale Wahrheit besäße, mit der er das Denken und Handeln der Allgemeinheit regulieren könne. Dies ist ein wichtiger Ansatz. Er kann aber eine Frage nicht überzeugend beantworten. Wenn alle menschliche Erkenntnis ein Konstrukt ist, nicht der Wirklichkeit entspricht, wieso kann dann Naturerkenntnis zu Technik, die funktioniert, führen? Elektrizitätswerke liefern nun mal Strom und Glühlampen brennen. Offensichtlich gibt es allgemein verbindliche Erkenntnisse, auch wenn es keine Allgemeinverbindlichkeit darüber gibt, was mit ihnen gemacht wird. Die Beziehungsstruktur in diesen technisch-funktionalen Bereichen, die im Wesentlichen den bestehenden Naturgesetzen nacharbeiten, ist intra- und interpersonal durch Disziplin bestimmt. Sie sorgt dafür, dass die realwissenschaftlichen Vorgaben exakt erfüllt werden. Ohne Disziplin wäre präzises Arbeiten nicht möglich. **Disziplin** ist ein humaner Wert. Sie ist auf Ordnung bedachtes Denken und entsprechendes Handeln. Dass die wissenschaftlichen Fachgebiete den gleichen Namen tragen, zeigt wohl an, dass sie diesen Begriff etwas hypertroph verstehen.

Für die Menschen, ihre Innerlichkeit und ihre Beziehungen gibt es keine naturgesetzlichen Vorgaben, die einfach nachzubauen sind. In den Nebenwirkungswissenschaften, in denen es eben um Innerlichkeit, Beziehungen, lebenswerte Bedingungen und die zerstörerischen Folgen der realwissenschaftlichen Ergebnisse geht, stellen sich die Probleme anders. Hier geht es nicht darum, einer vorgegebenen Gesetzmäßigkeit nachzufolgen, sondern hier wird in eine im Prinzip völlig offene Zukunft hinein entwickelt. Dafür sind Kreativität, Fantasie und Wagemut erforderlich. Feste Strukturen zu verlassen macht Angst, weil in orientierungslosen Bereichen keine Geborgenheit zu haben ist. Die Suchbewegungen, die hier stattfinden, erwecken – von außen betrachtet – zumeist den Eindruck von Beliebigkeit. Ausflüge in die Unordnung, in das Chaos und die Unbestimmtheit, in scheinbare und wirkliche Irrtümer sind Tatsachen und Erfahrungen, die zur Arbeit der Wissenschaft gehören. Sie beginnt mit dem Versuch, auf leib- und gefühlsorientierte Wahrnehmungen, Irritationen und Begeisterungen, zu hören, sie zu entschlüsseln und als Anstöße für Konzeptualisierungen zu begreifen. Was signalisieren die Anmerkungen der nachdenklichen Leute außerhalb der akademischen Kultur und außerhalb des „gesunden Menschenverstandes“?

Für Sozialarbeitswissenschaft befindet sich hier ein zentraler Arbeitsschwerpunkt. Mit Empathie wahrzunehmen, was Sozialarbeitende meinen, wenn sie von der entscheidenden Bedeutung von „Beziehung“ für ihre Arbeit sprechen und sie als einen Gegensatz zu Wissenschaft verstehen, weil diese sie dabei nicht wirklich ernst nimmt, ist sozialarbeitswissenschaftlicher Nachholbedarf. Gefühle als Basis der Arbeit sprechen zu lassen und als notwendige Hilfen zuzulassen, ist weder in der Praxis noch in der Theorie ein Ausflug in die Beliebigkeit. Beziehungsaufnahme ist eine Handlungsform von Sozialarbeit und existenziell für Sozialarbeitswissenschaft. Hier lernt sie, die trajektive Bewegung zwischen plausibler Assertion und poröser Apodiktik. Trajektivität betont die Tendenzialität von Disziplin und Beliebigkeit, sie nutzt deren schöpferische Komplementarität. Konstruktion und Dekonstruktion, Stabilität und Fluidität, die Geborgenheit des intellektuell Sesshaften und die Erfahrungsgewinne der intellektuellen Nomaden haben schädliche Wirkungen, wenn sie der latenten Führung der Dressate erliegen. Sie sind sehr fruchtbar, wenn sie in kooperativer Gegenseitigkeit ihre Fundamentalisierung verhindern.

Werden Ausflüge in die Unordnung vorschnell als Spekulation gebrandmarkt, haben wir es auch mit einem Entwicklungsverbot für das menschliche Gehirn zu tun. Die Natur hat es auf eine einzigartige Weise unabhängig gemacht, hat es geöffnet für kreativen Umgang mit neuen Erfahrungen. Das bedeutet, dass Menschen die Möglichkeit haben, sich selbst immer wieder neu zu erfinden und scheinbare Gewissheiten zu revidieren. Kant hat die Grenzen der Vernunft bestimmt. Das ist wichtig, denn Zusammenhänge und Sachverhalte, die von Vernunft nicht erreicht werden können, mit einem Anschein von Vernunft zu begründen, ist Betrug. Aber Kants Grenzen sind wenig beweglich. Wenn wir nicht der irrigen Meinung sind, uns auf dem höchsten Stand der Entwicklung zu befinden, der für Menschen erreichbar ist, muss das Wachstum der Vernunft gewährleistet sein. Eine starre Grenzziehung wäre ein Entwicklungsverbot für das menschliche Gehirn. Die angstbesetzte und in der wissenschaftlichen Normalität mit etwas Verächtlichkeit verbundene „Beliebigkeit“ ist das Experimentierfeld, auf dem der konventionelle Bereich verlassen ist und das bisher nicht Denkbare gedacht werden kann. »Es ist so. Es könnte auch anders sein« (Nowotny 1999).

Geben wir dem Verb „lieben“ eine transitive Form, dann heißt es „belieben“. Es bekommt eine räumliche Richtung und bezeichnet eine liebende Einwirkung. Füllen wir „**Beliebigkeit**“ mit dem Sinn, der sich hier andeutet, so kann Sozialarbeitswissenschaft Räume erschließen, in denen etwas entsteht, das besonders ist und noch nicht generell. Der Blick auf den besonderen Einzelfall kann das Bewusstsein möglicherweise entscheidender erweitern als der Blick auf das, was allgemein gilt. Hier liegt ein besonderes Problem der Sozialarbeitswissenschaft. Sie soll normalerweise Konzepte vorlegen, nach denen Deviante resozialisiert



werden. Zunächst: Es wird dabei übersehen, dass manche Devianzen der Kern für neue Entwicklungen sind. Darüber hinaus könnte Resozialisierung bedeuten, eine Anzahl Klientinnen und Klienten in eine Gesellschaft zurückzubringen, deren Struktur Ausdruck einer Spaltungsmentalität ist. Das heißt, sie an den Ort zurückzuleiten, in dessen Unwirtlichkeit sie nicht leben konnten. Es ist deshalb eine wesentliche Aufgabe der Sozialarbeitswissenschaft, nicht nur Methoden zu entwickeln, die die Klientel dahingehend stärkt, sich in den bestehenden Lebenswelten zu integrieren, sondern Konzepte für veränderte Lebensformen vorzulegen. Ausflüge in Bereiche, die sich den normalen Strukturierungen entziehen, die der Disziplin eine scheinbare Beliebigkeit entgegenzusetzen, sind Anstöße zum wissenschaftlichen Nachdenken. Wer *alles* von der bestehenden und anerkannten Sozialarbeitswissenschaft versteht, aber nur *das*, versteht Sozialarbeitswissenschaft nicht richtig.

An einem Beispiel soll das noch einmal etwas konkreter erläutert werden: Müller (2000, 90-101) macht in einem Aufsatz deutlich darauf aufmerksam, welche Bedeutung der vergessene und vielfach nicht ernst genommene Schulversuch von A. S. Neill in Summerhill noch für die heutige Situation hat. Summerhill ist auch ein empirisches Zeugnis für die Tatsache, dass Beliebigkeit ein sehr wichtiger Anstoß für sozialarbeitswissenschaftliches Denken ist. Was, so könnte man fragen, wäre aus Robert Steinhäuser geworden, hätte er Summerhill besucht oder hätte es in Erfurt eine Schulsozialarbeit gegeben. Erziehung als Ernstnehmen und Anerkennen der Subjektivität jedes Menschen ist die Erfüllung der Unversehrtheit der Menschenwürde. Versehrte Menschenwürde traumatisiert. Müller macht dieses Grundprinzip an vier Stichworten deutlich (vgl. ebd. 97-99).

- Zunächst am Stichwort „Lebensort“: Das Lernen und das soziale Miteinander im Alltag werden von den Kindern organisiert. Dies ist keine grenzenlose Freiheit. »Die Grenzen und Regeln werden von den Betroffenen selbst gesetzt, überwacht und wieder verworfen. Vielleicht ist dieses Einüben von Selbstregulierungsprozessen die wichtigste Voraussetzung demokratischen Verhaltens.« (ebd., 97).
- Dann – zweites Stichwort: Lernen »ganzheitlich, in lebendiger Praxis und in Erfahrungskontexten«. Es wird mit „Kopf, Herz und Hand“ gelernt, d. h. mit denkendem Bewusstsein, Gefühl und Leib. Müller räumt ein, dass kognitives Lernen möglicherweise zu „wenig Raum“ hat, dafür wird aber der Mensch in seiner Ganzheitlichkeit ernst genommen (ebd.).
- Es folgt das dritte Stichwort: Subjektivität und Individualität des Kindes wird Maßstab des Lerngeschehens. »Dass wir besser lernen, wenn der Lerngegenstand von uns selbst entdeckt, im eigenen Lerntempo entwickelt, mit uns gemäßen Methoden bewältigt wird, ist eine Binsenweisheit.« Den Vorwurf,

Summerhill sei eine Insel und die Realität der Gesellschaft eine andere, weist Müller zurück. Das »wirkliche Leben für Kinder« findet in der Schule bereits statt. Es wird übersehen und damit eine große Chance vertan, »dass man sich auch aus freien Stücken, aus Einsicht, einem äußeren Zwang unterwerfen kann« (ebd. 98).

Letztes Stichwort: »keine Machtausübung durch die Erwachsenen « . Kinder sind gleichberechtigt, Wachstumsprozessen wird Raum gegeben. Denn: »... ein machtausübender Erziehungsstil mit der Durchsetzung normativer Forderungen und Zertifikationen (Kopfnoten) verhindert eine Internalisierung von Normen eher, als dass sie gefördert werden«. (ebd. 98 ). Müller macht auf etwas sehr Wichtiges aufmerksam: »Es scheint, als ob immer noch und verstärkt immer wieder die größeren Risiken dort vermutet werden, wo zu viel Freiheit gewährt wird; die Risiken von zu wenig Freiheit werden dabei unterschätzt« (ebd.).

Es ist sehr wichtig und deutlich zu machen, dass reguliertes Wachstum auch zur Klientelbildung der Sozialarbeit beiträgt. Es geschieht dabei genau das, was als Durchsetzung der Dressate dargelegt wurde. Der unversöhnliche Gegensatz zwischen den beiden Grundpositionen der Erziehung – Beliebigkeit und Disziplin – lässt sich seit Jahrhunderten beobachten. Trajekktivität bedeutet jedoch, diese Unversöhnlichkeit nicht zu akzeptieren und wieder eine gegenseitige Versorgung mit **Andersheit** zu begründen, was Begrenzung ermöglicht. Es muss eine Beziehung zu Menschen, Dingen und Sachverhalten wachsen dürfen, bevor durch Selbsteinsicht äußere einschränkende Realität akzeptiert wird und abstrakter gelernt werden kann.

Für Sozialarbeitswissenschaft ist es eine genuine Aufgabe, entscheidende Erfahrungen – unter vielen anderen Summerhill – nicht in gerade modischen wissenschaftlichen Trends untergehen zu lassen, sondern die trajektiven Möglichkeiten zu nutzen. Ohne diese Nutzung erstickt die akademische Freiheit, lebendiges Forschen und lebendiges Lehren und Lernen.

## 5. Trajektive Ethik

### 5.1 Annäherung

Eine trajektive Ethik, die als Metatheorie der Sozialarbeitswissenschaft Geltung beansprucht, muss drei Bedingungen erfüllen:

- Sie denkt sich keine neuen ethischen Konzeptionen aus, sondern sie schließt sich an die aufgeklärte abendländische Tradition an, fragt, was sie in konkreten Alltagssituationen bedeutet und erforscht ihren Missbrauch und ihre Geltung in Bezug auf prekäre Lebensverhältnisse.
- Sie ist kein professionsspezifisches Verhaltensregelwerk, sondern sie ist in der Metatheorie der Sozialarbeitswissenschaft begründet.
- Sie muss wissen, dass sie nicht die Kraft und die Fähigkeit hat, die sich in den Dressaten ausdrückenden Inhumanitäten zu beseitigen. Sie kann nur versuchen, der „Normalität“ unvoreingenommen durch sie entgegenzutreten. Sie ist der schwierige Weg zwischen Widersprüchen, unbalancierten Lebensverhältnissen, zwischen den Integrierten und den „Überflüssigen“. Trajektive Ethik ist eine Haltung, die Sozialarbeitende in drohenden, scheinbaren oder tatsächlichen Ausweglosigkeiten begleitet.

Wenn die Fähre unterwegs ist, ein Unwetter ausbricht und alle üblichen Orientierungshilfen ausfallen, kann ein Blick auf den Polarstern helfen. Er ist beileibe nicht das Ziel der Fahrt, aber aus seiner festen örtlichen Position kann der Kurs auf jedes Ziel herausgelesen und bestimmt werden. Verstellt die Wolkendecke den Blick auf ihn oder macht die Tageshelle ihn unsichtbar, muss abgewartet werden. Taifunen auszuweichen, drohende Kollisionen zu umfahren, sich der aufgewühlten See geschickt anzupassen, in größter Not SOS zu funken und Rettungsboote auszubringen, ist dann erforderlich. Eine Fähre ist in Unwettern nur so sicher, wie die Passagiere sich geschickt verhalten und die Crew geduldig und gekonnt ihr Handwerk ausübt. Meistens würde der gerade Weg zum Untergang führen. Besser ist, wenn das Ziel vorübergehend nicht das Ziel ist.

Ein Beispiel:

Die Gleichberechtigung zwischen Frau und Mann ist von den vielen Theoretikerinnen der Sozialarbeit schon früh entschieden vertreten worden. Sozialarbeit kümmerte sich schon immer um die Alltagssituationen, die durch die Verhinderung des Wertes „Gleichberechtigung“ in prekären Lebensverhältnissen zusätzlich sehr erschwert wurden. Der Parlamentarische Rat schrieb 1947 gegen erheblichen Widerstand den Art. 3, Abs. 2 „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ in das Grundgesetz. Erst 1957 wurde ein Gleichberechtigungsgesetz in das Bür-

gerliche Gesetzbuch hinein geschrieben. Trotzdem benötigten Frauen in wesentlichen Teilen noch immer die Zustimmungen ihrer Männer. 1959 erklärte das Bundesverfassungsgericht diese Teile für verfassungswidrig. Für viele Gegner stand der Untergang des Abendlandes vor der Tür. Die Kirchenführer beklagten eine Verletzung der biblische Werte. Für die gleichgeschlechtlichen Beziehungen lässt sich eine ähnliche Geschichte erzählen. Unendlich viele kleine Schritte und große Umwege erzeugen manchmal Ergebnisse, die erst die Enkelinnen der Akteurinnen genießen können.

Sozialarbeitende sollten wissen, dass die historischen Konzeptualisierungen der Wertewelt von den sich wandelnden Bedürfnissen der lebenden Menschen stets überholt werden, und dass sie das, was zwischen den offiziell geltenden Werten sich noch ohne Namen und Begrifflichkeit herausgebildet hat, wahrnehmen und zur Sprache bringen müssen. Sozialarbeitende sollten das von ihren Lehrenden lernen.

Die idealen Werte der Tradition dienen oft als Verkleidungen für die Dressate, die Wirklichkeit bestimmen. Auf diese Weise wird Herrschaft stabilisiert. Dass so etwas funktioniert, liegt auch an der generellen Formulierung der Werte, die in der Realität immer gefühlsgeladener sind. Daher sind sie in inhaltlich-rationaler Kodifizierung kaum zu verinnerlichen und meistens nur als „Du-sollst-Vorschrift“ durchzusetzen. Die Wahrnehmung der konkreten Situationen, der Lebenswirklichkeiten vor Ort im Alltag ist ein ganzheitliches Innewerden. Das gesamte Panorama jeder Situation wird nicht nur gedanklich wahrgenommen. Da ist zu viel Widersprüchliches, kaum Formulierbares, Grenzgängiges und Wünschbares versammelt. Die traditionellen Werte der Aufklärung sind die harten Fakten der Ethik. Sie sind Polarsterne, die Wirklichkeit findet auf der Fähre statt. Polarsterne zeigen Richtungen an, die erst durch die Fluidität des fühlenden Denkens in den konkreten Situationen zur Wirklichkeit kommen können. Der Polarstern selbst ist kein lebensfreundlicher Ort.

## **5.2 Grundfiguren der ethischen Entwürfe**

Es gibt im Prinzip drei verschiedene Grundformen von Ethik, die im Folgenden nicht vorgestellt, sondern an die erinnert werden soll.

- Die naturalistischen Formen sagen in ihrer konsequentesten Form aus, dass die Gene jegliches Verhalten der Menschen bestimmen und alle formulierten Moralen Trugschlüsse sind, die das Wirken der Gene verschleiern. Diese seien nur auf Weitergabe ihrer Erbinformationen bedacht. Der Mangel dieser Konzeption ist, dass sie folgendes Phänomen nicht erklären kann: Das menschliche Gehirn kann Vorgänge in Gang setzen, welche die Wirksamkeit von einzelnen Genen herabdiminieren kann, sodass dadurch die Wirksamkeit anderer erhöht wird. Offensicht-

lich kann das Gehirn ein Wirksamkeitsprofil darstellen. Epigenetisch ist es ungeklärt, ob es das von sich aus tut oder Beeinflussung von außen eine Rolle spielt. Jedenfalls ist die Macht der Gene nicht so absolut, wie es in den entsprechenden Konzeptionen meistens vertreten wird.

- Die theologischen und psychologischen Formen gründen darauf, dass ein göttlicher oder weltlicher Wille Normen setzt, die ausgeführt werden müssen. Wenn auch hohe ethische Standards erreicht werden, so bleibt doch die Tatsache bestehen – wenn auch in ihren krassesten Ausformungen kritisiert –, dass durch fremdbestimmte Normen Leib und Gefühl zur Raison gebracht werden müssen. Die Unterwerfung unter Machtansprüche wird als Einsicht deklariert und als freiheitliche Selbstentscheidung ausgegeben.

- Die soziokulturellen und philosophischen Formen erwachsen aus einer tiefen Sehnsucht nach einem ethisch zufriedenstellenden Ende der Geschichte. Angefangen im abendländischen Urknall der antiken griechischen Philosophie ließ man in langen rationalen Auseinandersetzungen die Argumente aufeinanderprallen und die Debattensieger formulierten dann, wie die entsprechenden Tugenden zu verstehen und die Normen zu begründen seien. Ethik als eine rational-logische Wissenschaft, die dann als Moral lehrbar sein sollte. Der Kern dieses Weges besteht darin, sich vom Diktat der Biologie oder eines fremden Willens freizumachen und die Handlungsorientierung aus der Fähigkeit zur Vernunft zu begründen, allerdings einer abgespaltenen Vernunft. Diese Art von Handlungsorientierung hat sich bis heute fortgesetzt. Als Beispiel sei der bekannte Ansatz von Habermas genannt, der im herrschaftsfreien Diskurs, der auf Wahrhaftigkeit und fairen Bedingungen der Partizipation der Teilnehmenden gründet. Diese und viele andere neuzeitliche Versuche verlassen nie systematisch die rationale Basis, obwohl durch den Duktus der Argumentationen eine tiefe emotionale Beteiligung durchschimmert. Das böse Land der vermeintlichen Irrationalität zu betreten, unterliegt bei den Urenkeln der griechischen Ahnen immer noch der Selbstzensur.

Die Frauenbewegungen haben diese drei Ansätze kritisiert und dargelegt, dass in ihnen Prinzipien der männlichen Rolle zu allgemein verbindlichen und universalen Letztbegründungen erklärt wurden. Die Ethikvorstellungen der Frauenbewegungen werden hier nicht gesondert erörtert, weil sie einem trajektiven Ethikverständnis verwandt sind und dieses in Teilen in ihnen aufgehoben ist.

Was hier pauschal für Ansätze der Frauenbewegung gesagt ist, gilt speziell auch für Wendt's Buch (1994) „Ritual und rechtes Leben. Studien zwischen den Kulturen“. Wendt arbeitet die ethische Konzeption des Konfuzianismus heraus. Dabei wird sehr deutlich, dass dort die Spaltung in abendländischer Manier nicht durch-

geführt ist. Die Fülle des Lebens, die leiblichen und emotionalen Bewegungen und das subjektive Denken und Handeln, also die Fluidität des Lebens, bekommt im Ritual eine Form, also Stabilität. »Die Übung in den Riten beansprucht den Menschen körperlich, seelisch und geistig und schließt ihn dabei auch für die Sachen auf, denen er sich widmet. Im Medium von *li* wird „das Leben genährt“, ... der Atem geregelt und die Vitalkraft unterhalten; dadurch bleiben auch Herz und Verstand leistungsfähig. Das Ritual gibt Halt, Stütze und Orientierung« (ebd. 119). Das Ritual – so wie es Wendt sinnhaft vorstellt – spaltet die vermeintliche Irrationalität nicht ab, sondern es *formt* und *integriert* sie, was ihre Wirksamkeit anregt: das Modell einer Versöhnung von Leib, Gefühl und denkendem Bewusstsein.

### 5.3 Trajektive Ethik

Ethik ist die Theorie des guten und richtigen Lebens. Das impliziert die Tatsache, dass es böses und falsches Leben gibt. Die rationale Behandlung der ethischen Fragestellungen hat dazu geführt, dass vielfach versucht wurde, Handlungsanweisungen festzulegen und sich dabei gefrorene Positionen von Gut und Böse herausgebildet haben. Gefrorene Positionen stabilisieren die Dressate. Trajektive Überlegungen müssen der im reinen Denken begründeten Ethik einiges zusetzen. Im Kapitel über die Vitalisierung der Vernunft ist ausgeführt worden, dass die rigide Durchsetzung eines Ethos für Leib und Gefühl eine „Anmache“, eine Verletzung sind, die – als Affektivität geäußert – den Ruf des Gefühls als Irrationalität begründet. Die Verletzung des Gefühls zeigt sich nicht nur als spezifisch menschliche Aggressivität und in einer großen Bandbreite störender Gefühle, sondern sie ist konstitutiv für vieles, was allgemein das Böse genannt wird. In der Erziehung, Sozialisation und Enkulturation wird der Leib-Gefühls-Einheit mit dem denkenden Bewusstsein eine konträre Wahrnehmung der Wirklichkeit aufgesetzt und maßgebend durchgesetzt. Beide Systeme werden nicht kompatibel gemacht, sondern hierarchisiert. Das Verleugnen dieser Leiden der Kindheit macht böse. Das ist recht gut an den Biografien von menschenverachtenden Diktatoren abzulesen. Aber auch demokratische Zivilisationen sind stets von Durchbrüchen, die Folgen dieser Verletzungen sind, bedroht. Zivilisation ist daher eine dünne Decke. Sie wird unterlaufen durch die Einschleichung der Darwinschen Evolutionsgesetze, die als Sieg-Niederlage-Mentalität zur Norm werden, in der die Sieger durch Hierarchiebildung und Sexismus ihren Sieg befestigen. Die Dressate missbrauchen als versteckte unethische Maßgeber das Ideal „Menschlichkeit“ als reale Handlungsorientierung.

Ob der Mensch von Geburt an sündig ist, einen Tödestrieb hat, gengeleitet auf krassen Egoismus festgelegt oder durch die dressatdurchtränkten gesellschaftlichen Strukturen verdorben ist, kann für eine Ethik zunächst unbeantwortet bleiben. Die Gesellschaft kann sich darauf beschränken, das zu bearbeiten, was sie

offensichtlich selbst herstellt und daher auch selbst verändern kann: die soziokulturellen Missbrauchstrukturen. Der Umgang mit dem Rest wäre eine spätere Sorge. Was der Mensch von Natur aus ist, kann nicht gewusst werden oder wird nach unterschiedlichen Weltanschauungen entschieden. Was er sein könnte, ist **der** Teil, der bearbeitbar ist: die Versöhnung der Systeme Leib-Gefühl und denkendes Bewusstsein. Das ist in einer soziokulturellen Struktur, die signalisiert, dass die stärkste Verinnerlichung der Dressate das gelingendste Leben – gleichgesetzt mit erfolgreichsten Leben – beschert, das dann auch als gutes und richtiges, also glückliches Leben gilt, eine schwere Aufgabe. Eine Fülle von normativen Axiomen ist ausgedacht und begründet worden: Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität, Geborgenheit, Frieden, Unversehrtheit, Geschwisterlichkeit, Fürsorge, fairer Ausgleich, soziale Verantwortung, Selbstverantwortung, Autonomie, Veränderungen illegitimer und behindernder Machtstrukturen, Fähigkeit zur Selbsthilfe, Anerkennung und vieles mehr. Das Gegenteil dieser Axiome – ich nenne sie im folgenden kurz und verständlich Werte – wäre in zivilisierten Gesellschaften nicht propagierbar. Unfreiheit, Ungerechtigkeit Egoismus etc. wären offen als Werte nicht vertretbar, obwohl sie – wie dargelegt – dressatgeleitet überwiegend maßgeblich sind. Die idealen Werte werden zur Camouflage von Partialinteressen erniedrigt. Werte und Wirklichkeit stehen in einem steten Widerspruch. Warum werden die vielen ethischen Handlungsvorschläge – so sie doch angeblich von allen gewollt werden – nicht einfach durchgeführt?

»Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten können« (Kant: Kritik der Praktischen Vernunft). Der gutherzige und logisch kaum zu widerlegende kategorische Imperativ ist ein ausgezeichnetes Beispiel für das Dilemma. In seiner erfahrungsgesübten Abstraktheit erreicht er eine Stimmigkeit, die Zustimmung geradezu erzwingt. Aber was heißt das in den Entscheidungen bei alltäglichen familiären, beruflichen, politischen und wirtschaftlichen Sachverhalten? Als Gedankengebilde kann der Imperativ nicht als Handlungsanweisung auf jede konkrete Situation passend herunter formuliert werden. Das würde in einen Dogmatismus hineinführen. Aber die Umsetzung ins Konkrete muss gelernt werden! Wie geschieht das im Studium? Geschieht es? Die konkrete Wirklichkeit bietet eine Fülle von Spielräumen, die sich jeder Kodifizierung entziehen. Zu Recht weist Exner (1994, 83ff) daraufhin, dass es „keine naturgesetzliche Notwendigkeit“ gibt, „soziale Arbeit zu betreiben“. Also müssen Werte anders begründet und hergestellt werden.

Werte gründen im Leib, im Gefühl und einem Denken, das mit ihnen kooperiert. Der bewegte Leib ist die Urerfahrung von Freiheit und Unversehrtheit, von Leibesgrenzen überschreitender Gefühle und die Entdeckung der Lust an der Teil- und Anteilnahme am Anderen. In der Brutpflege entsteht die Solidarität. Aus Grunderfahrungen dieser Art entwickeln sich viele Abkömmlinge. Aus Stöhnen,

Wimmern, Jauchzen, Weinen, Schmerz- und Wutgeschrei entwickelt sich die Lust am Austausch der inneren Vorgänge, was Empathie und Sprache sich allmählich entwickeln lässt. Nur ein leib- und gefühlsgebundenes Denken kann diese Werte formulieren. Dieser Vorgang, der eine lange Evolution durchlief, wird in jedem einzelnen Menschen wiederholt. Er ist die notwendige Voraussetzung für die Akte aller Wertschöpfungen, deren Akzeptanz Freiheit benötigt. Gefühl ist längst kein Urprogramm mehr, sondern es will an der Entwicklung von Kultur und Gesellschaft beteiligt sein.

Wie kann das geschehen? *Bei* jedem Gedanken, der kommt, *vor* jeder Meinung, die sich bildet, *vor* jeder Äußerung, jeder Entscheidung und jeder Handlung nimm dir Zeit, dein Gefühl zu befragen. Was sagen Mit- und Gegengefühle? Was sagen sie aus über bekanntes Eigenes und fremdes Anderes? Erst wenn du sie wirklich wahrgenommen hast, helfen sie dir beim lebendigen Denken. Sie sind ganzheitliche Impulse, die vom denkenden Bewusstsein in Gedanken übersetzt und geprüft werden müssen.

Mitgefühle öffnen dir den Zugang zur Sicht des Anderen, wobei das Andere Menschen, Dinge und Sachverhalte sein können. Gegengefühle, die befragt werden, verhindern, Verstehen mit Akzeptieren zu verwechseln und notwendige Grenzen leichtfertig aufzuweichen. Mitgefühle und Gegengefühle ermöglichen in der Kooperation mit dem denkendem Bewusstsein die Balance zwischen Fluidität und Stabilität.

Der Strafrechtler und ehemalige Vorsitzende des Bundesgerichtshofes Gerd Pfeiffer hatte kulturverändernde Gedanken, als er den Verzicht auf Gefühle nicht nur für „unerreichbar“, sondern sogar für nicht „einmal wünschenswert“ hielt. Solche Vorverständnisse der Richter seien „nicht etwa bedauerliche“ Begleiterscheinungen, sondern „notwendige Voraussetzungen“. Er sah darin einen „wertenden Akt der Rechtsschöpfung“ (zitiert nach DER SPIEGEL 2007, Nr. 7, 178). Erst eine solche Einstellung kann die Spielräume füllen, die in der Reduktion der Wirklichkeit durch reine Rationalität entstehen. Nicht nur in der Kodifizierung von Rechtsnormen sollte das Beachtung finden, sondern auch in den moralischen Normen. Es gilt auch prinzipiell für das wissenschaftliche Arbeiten.

Weil es so viel Angst macht und damit Abwehr auslöst, soll noch einmal darauf eingegangen werden, was passiert, wenn Gefühle zugelassen werden. Was ist wenn Hass, Macht, Eifersucht, Neid, Rache Mordlust und ihre vielen Abkömmlingen zugelassen werden? Die hier vorgestellte ethische Konzeption geht davon aus, dass die Leib-Gefühls-Einheit sich insofern von dem rational denkenden Bewusstsein unterscheidet, als sie im Inneren von Anfang an vorhanden ist. Das Bewusstsein jedoch wird von außen durch Lernen, Sozialisation und Enkulturation



on durchgesetzt. Was passiert, wenn Letzteres ausfällt, zeigt uns der Zustand der dissozialisierten Wolfskinder an. Ohne Helfer wird der Mensch kein Homo sapiens. Aber das Bewusstsein ist offensichtlich mit dem Gefühl nicht ohne weiteres kompatibel zu machen und so wird es durchgesetzt. Diese Durchsetzung verletzt die Einheit von Leib und Gefühl, wird ein Widerspruch zum Denken und äußert sich in aggressiven Gefühlen. Besonders deutlich ist das bei allen ethischen Bemühungen. Sie bedienen sich traditionell der Form des **Imperativs**: „Handle nur ...“, „handle so, dass ...“, „du sollst ...“, „du sollst nicht ...“: Wir haben es mit ethischen Zwangsveranstaltungen zu tun. Moralisches Verhalten drückt sich dadurch zumeist durch drei Formen aus: Unterwerfung, Anpassung mit und ohne innerlichem Andersdenken, Widerstand. Alle drei Formen sind begleitet durch die Angst, die Möglichkeiten des eigenen Lebens zu beschädigen. Das „Du-sollst-Klima“ zerstört, macht böse. Die Höllenfahrt durch die verletzten Gefühle und eine nicht versehrende Vermittlung von Bewusstsein zu wagen, würde eine andere ethische Kultur einleiten. Das wäre der ethische Teil, den der Mensch leisten könnte. Wie groß dann noch der Einfluss der egoistischen Gene wäre, die nichts anderes wollen, als die eigenen Erbanlagen weiterzugeben, bliebe abzuwarten.

Eine Gesellschaft, die keine Ethik entwickelt, die ohne Zwang, also nicht dresstrukturiert ist, wird sich langsam aber sicher selbst ausrotten.

## **5.4 Trajektive sozialarbeitswissenschaftliche Ethik**

### **5.4.1 Der Was-Modus**

Nach diesen grundsätzlichen Anmerkungen zu einer leib- und gefühlsgelunden Ethik, die eine Schlussfolgerung aus den bisherigen Darlegungen sind, muss die Frage beantwortet werden, welche Konsequenzen daraus gezogen werden müssen. Die grundsätzlichen Anmerkungen versuchen das Feld einer allgemeinen Ethik zu umreißen und nur daraus kann eine spezifische Ethik für Sozialarbeit und ihre Wissenschaft abgeleitet werden.

Es ist bereits aufgezeigt worden, dass in der Sozialarbeit immer wieder geäußert wird, dass sie auf der Beziehung zwischen Klienten und Sozialarbeitenden gründet. Deshalb ist der Frage nachgegangen worden, was Beziehung ist und es hat sich gezeigt, dass sie sich aus einer Leib-Gefühls-Denk-Einheit ergibt. Ein auf reiner abgespaltener Rationalität beruhendes Denken ist lediglich eine funktionale Verbindung. Dass Sozialarbeitende und Sozialarbeit Studierende sehr oft ein tiefes Misstrauen gegen eine „Verwissenschaftlichung“ der Sozialarbeit haben, liegt daran, dass sie überwiegend von fachfremden Lehrenden ausgebildet werden. Vor allem aber liegt es daran, dass sie wittern, dass die gefühlsgereinigten Wissenschaften die Beziehungsbasis der Sozialarbeit zerstören und durch funktionale Verbindungen ersetzen möchten. Ihr Gespür täuscht sie da nicht.

Die bisherigen Entwürfe der Sozialarbeitswissenschaft werden nicht abgewertet, sondern sie müssen um die Komponente „Beziehung“, also um die Leib-Gefühls-Einheit erweitert werden. Die sozialarbeitswissenschaftliche Bewegung sollte daher ihren Blick nach „unten“ auf ihre Praxis richten und mit den Sozialarbeitenden lernen, wie diese Synthese zu vollziehen ist. Nur wenn die so zahlreich ausgedachten abstrakten und unkonkreten Werte auch gespürt und gefühlt werden, d. h., wenn sie verinnerlicht sind, schwächt sich die konditionierte Dressatstruktur ab. Nur dann ist es möglich, eine zwangsfreie Moral zu entwickeln, die die bekannten Werte als konkretes, bewusstes Handeln in der Praxis ermöglicht. Nur wenn die Synthese gelingt, ist Sozialarbeit praxisbezogen und authentisch an Werten orientiert. Nur dann ist die Entscheidung für Werte nicht nur intuitiv, sondern auch denkend.

Sozialarbeit und ihre Wissenschaft sind kein Weltverbesserungsprogramm, aber sie versuchen, Elend zu mildern und deutlich zu machen, warum es das überhaupt gibt. Die in den Dressaten begründeten Missbrauchstrukturen grenzen ständig Menschen aus. Sozialarbeit ist die Entscheidung für die Ausgegrenzten, die Überflüssigen, die nicht mehr in der Lage sind, sich selbst zu versorgen. Das kann von körperlicher, geistiger und seelischer Behinderung über sozialen Absturz bis zu krimineller Devianz reichen. Der Anstoß für ein Wertebewusstsein, der sich für Sozialarbeit aus der Analyse der Beziehungsfähigkeit ergibt, lässt sich folgendermaßen formulieren: Die Würde der Verliererinnen und Verlierer der Gesellschaft ist unantastbar, was sich auch in ihrem Versorgungstatus ausdrückt. Umgekehrt formuliert heißt der Satz: Eine Gesellschaft, die ihren Verliererinnen und Verlierern ein Leben in Würde versagt, ist eine unwürdige Gesellschaft. Die Aushandlung mit der Klientel, den Behörden, den Trägern, den Institutionen und der kommunalen Politik, was denn in den einzelnen Fällen als unwürdiges Leben anzusehen ist, ist die tägliche Praxis der Sozialarbeitenden.

Sozialarbeitswissenschaft informiert sich über die Mechanismen, die in reichen Gesellschaften Armut produzieren und als Nebenwirkungen des Fortschritts geistige, seelische und moralische Deformationen erzeugen. Sie zeigt die zuweilen zerstörten und brachliegenden Kräfte der Verliererinnen und Verlierer auf und macht deutlich, welche unethischen Implikationen der Gesellschaft sie leben. Sie nimmt die sich neben den Wissenschaften entstandenen Versuche der Synthese des Leib-Gefühls-Systems mit dem denkenden Bewusstsein in ihre Konzeptionen auf und begründet das. Sie formuliert das Programm der möglichen Praxis dieser Ethik, die sich in der authentischen Entsprechung vom gefühlten Innen und veröffentlichten Außen ausdrückt. Der dafür notwendige Diskurs weicht von den üblichen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen dadurch ab, dass er Inhalt *und* Beziehung gleichermaßen ernst nimmt. »Ein möglichst authentisches Erfassen der Wirklichkeit gelingt nicht durch das (utopische) Ausschalten des Subjekts, son-

dern durch eine dynamische Wechselwirkung zwischen erkennendem Subjekt und dem zu Erkennendem, was die Fähigkeit zur Empathie einschließt« (Meier-Seethaler 1997, 313). Empathie hat auch eine trajektiv-historische Seite. Die Auseinandersetzung mit der emigrierten Sozialarbeit im deutschen Faschismus (z. B.) stärkt das Berufsethos und verinnerlicht eine Wertehaltung (siehe Wieler/Zeller 1995) Kann Sozialarbeitswissenschaft für sich eine solche Kultur entwickeln und vielleicht generell anstoßen? Das bedeutet nach dem Was dieser Ethik auch ihr Wie im wissenschaftlichen Diskurses zu betrachten.

#### **5.4.2 Der Wie-Modus**

»Es ist ganz simpel: immer wenn wir meinen, was wir sagen, erheben wir für das Gesagte den Anspruch, dass es wahr oder richtig oder wahrhaftig ist; damit bricht ein Stück Idealität in unseren Alltag ein« (Habermas 1990, 134). Habermas gründet die Gültigkeit von Werten und Regeln des Zusammenlebens in einer Gesellschaft auf die Ergebnisse eines „herrschaftsfreien Dialogs“. Die Voraussetzung einer solchen „idealen Sprechsituation“ ist Wahrhaftigkeit, Chancengleichheit und Regelakzeptanz. Die Leserinnen und Leser mögen entscheiden, wie viel davon in der Gesellschaft tatsächlich geschieht. Ist aber selbst in der Wissenschaft wenig davon zu finden? Sind hier nicht Kalkül, hochschulpolitische Trixerei und Machtkampf vorherrschend? Sind Richtungskämpfe wahrhaftig? Ist das Absichern und Verteidigen von Paradigmenburgen nicht schon ein unwahrhaftiger Akt? Sind reaktive Eklektizität und dilettantische Naivität nicht wahrhaftiger? Im Folgenden wird kurz eine Diskursmöglichkeit skizziert, die der Authentizität näher zu kommen versucht (vgl. Tillmann 2004, 89ff und 1999, 253ff).

Stellen sie sich vor, auf einem Kongress wird in einer kleinen Gruppe, die einen gewissen Schutz bietet, zu einem Thema gearbeitet, dass in die wissenschaftliche Diskussion folgende methodische Möglichkeiten einbaut – und erschrecken Sie nicht allzu sehr.

#### **Der Schnitt:**

Der Schnitt ist eine Diskurshilfe, die es ermöglicht, rational-inhaltliche Auseinandersetzungen auf die emotional-relationale Ebene zu verlagern. Mit dem Ausruf „Schnitt“ wird die Diskussion durch die Moderatorin unterbrochen und die Teilnehmerinnen und Teilnehmer äußern ihre innere Befindlichkeit: Wünsche, Ängste, Ärger, Befriedigung, Enttäuschung, Freude und die Gedanken, die in ihnen ausgelöst wurden etc. Dadurch wird deutlich, dass die rational-inhaltliche Ebene weitgehend von der emotional- relationalen bestimmt ist. Traditionell gilt die kulturell-patriarchale Übereinkunft, dass ein Diskurs umso sachlicher ist, je stärker es gelingt, die emotional-relationale Ebene auszuschalten. Gerade das ist

jedoch eine Scheinlösung, die Verständigung eher behindert. Eine Kultur, die das Aussprechen von Befindlichkeiten gewährleistet, ermöglicht Objektivität in ihrer Horizontalität und Subjektivität in ihrer Vertikalität, kann sie als eine Ganzheit verstehen und miteinander fruchtbar werden lassen. Als gegenseitige Ausschließlichkeit paralisieren sie sich überwiegend, weil „Subjektives“ sich der objektiven Maske bedient bzw. „Objektives“ von der subjektiven Latenz gesteuert wird. Der Schnitt ist ein trajektives Handeln, das einen Weg zu der beschriebenen Synthese eröffnet.

### **Der Rollentausch:**

Der Rollentausch ist eine Diskurshilfe, die es ermöglicht, einen ganzheitlichen Perspektivenwechsel experimentell durchzuführen. Teilnehmerinnen oder Teilnehmer eines Diskurses, die in einer kontroversen Position zueinanderstehen, tauschen ihre Plätze und probieren für eine begrenzte Zeit jeweils aus der Position des Kontrahenten in der Ichform die für sie „andere“ Position aus. Über die Möglichkeit des „Schnitts“ können sie jedoch jederzeit ihre inneren Vorgänge äußern. Der Rollentausch ist ein trajektives Handeln, das eine Fähre zu Anderem, Fremdem und Unzugänglichem anbietet. Durch die Möglichkeit, wenigstens in Ansätzen die emotional-relationale Befindlichkeit der konträren Position zu erspüren, wird Verständigung erleichtert, weil sie nicht von außen angeschaut, sondern von innen wahrgenommen werden kann. Es wird die Chance eröffnet, den eigenen rational-inhaltlichen Argumentationshorizont nicht mehr als ein Instrument zu gebrauchen, das hilft, die eigenen Wege zu Anderem zu blockieren und das Verstehen von anscheinend Fremdem, Störendem und Angstmachendem abzuwehren. Diese methodische Trajekktivität ermöglicht den Zusammenschluss von Rationalität und Emotionalität zur Vernunft.

### **Das Sharing (oder das Teilnehmen)**

Was im „Schnitt“ und im „Rollentausch“ sichtbar wird, sind Bereiche, die traditionell zum „Intimen“ gehören und nicht veröffentlicht werden. Diese patriarchale Konvention ist kein Wert, sondern sie stellt einen Schutz dar, der den grundständigen „Homo-abusus-Aspekt“ und die Dressatstruktur der patriarchalen Sozialität verdecken soll, ihn damit jedoch für den Diskurs unzugänglich macht. Das Emanzipationspostulat bleibt solange eine intellektuelle Kopfgeburt, bis es nicht nur gedacht, gesprochen und gefordert, sondern auch tatsächlich auf der emotional-relationalen Ebene gelebt und geäußert wird. Darum müssen die Wege im Umgang mit intimen Einstellungen und Motiven trajektiv erkundet werden: ein ethischer Forschungszweig?

Eine Diskursgruppe, in der auf diese Weise „Intimes“ – verbunden mit dem rationalen Inhalt – konstitutives Element des Diskurses wird, darf die intime Äußerung nicht als Blöße benutzen, den Gegenpart zu erledigen (Hagen-Siegfried-Syndrom). Sie kann nur Auslöser für ein Sharing sein. Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die es können, äußern, in welcher spezifischen Art sie an der veröffentlichten intimen Äußerung partizipieren. Sie teilen in kurzen Beiträgen mit, wie ggf. diese Angst, Gier, Eifersucht, dieser Hass, Wunsch, diese Freude, dieser Ärger oder diese Meinung bei ihnen selbst vorhanden ist. In dieser Diskurssequenz sind Stellungnahmen und Wertungen zu den intimen Äußerungen grundsätzlich ausgeschlossen. Es wird deutlich, dass es einen gemeinsamen Hintergrund existenzieller Bedürftigkeit und Motivation aller Beteiligten gibt. In der ausschließlich rational-inhaltlichen Diskussion ist er aktiver, jedoch unsichtbarer Bestandteil, weil er in der patriarchalen Werteordnung als Schwäche gilt, jedoch weitgehend bestimmender Anteil ist. Die Erschließung dieses Hintergrundes ist das Apriori von Verständigung. Nicht seine Desavouierung ist die Bedingung für Ergebnisse, sondern das Erlebnis seiner Kommunität schafft die Solidarität, die das Fahren von Fahren ermöglicht. Das Sharing ist dabei eine große Hilfe.

Anzumerken ist folgendes: Es gibt eine Anzahl von Studierenden, die aus einer Sozialisation stammen, in der eine tendenzielle und angemessen selektive Übereinstimmung von Innerlichkeit und äußerer Darstellung erworben wurde. Für dieses Studierenden ist die angepasste Tarapräsentation der Normalität des Gewünschten eine große Orientierungserschwerung, da **Motivationstransparenz** für sie eine Selbstverständlichkeit jedes Diskurses ist. Sie sind den dressatgestählten Mitstudierenden unterlegen und scheitern oft, da es ihnen an Opportunität mangelt und sie viel Zeit benötigen. Regelstudienzeiten sind mitunter Vernichtung von hoher Kompetenz und eine unethische Selektion.

Viele Leserinnen und Leser werden die drei trajektiven Diskurshilfen unschwer als Übernahmen aus therapeutisch-pädagogischen Verfahren der humanistischen Psychologie erkennen. Neu ist, sie als allgemeine Regeln in die Diskurse der Wissenschaft einzuführen. Dieser Vorschlag mag abenteuerlich oder banal erscheinen, man mag ihn für unrealistisch halten oder belächeln. Aber es wäre zu prüfen, ob diese Abwehr nicht auf Angst beruht. Die Sprengkraft, die in ihm steckt, ist enorm, weil die Gegenläufigkeit von inhaltlich-rationalen und emotional-relationalen Ebenen nicht durch die scheinbare Prävalenz einer von beiden entschieden, sondern dauernd thematisiert würde. Die Fantasien über Beziehungen und Argumentationen als Instrumente für unwissenschaftliche Interessen wären normale Anteile der Diskurse. Diese selbstverständliche Motivationstransparenz ist ein ethisches Postulat, das für Erkenntnisse im Bereich der Wissenschaften vom Menschen unabdingbar ist. Erst durch die Realisierung dieses Postulats werden sie einen ihrem Gegenstand angemessenen wissenschaftlichen Status

erreichen. Nur auf diese Weise stellt sich die für humanwissenschaftliche Diskurse notwendige unversehrte Intersubjektivität ein. Die Sozialarbeitswissenschaft würde sich mit dieser Ethik deutlich von anderen Wissenschaften unterscheiden. In der Praxis sind nämlich Verfahren der humanistischen Psychologie als Methoden der Sozialarbeit längst aufgehoben (vgl. Galuske 2007, 176ff, 221ff, 252ff, 316ff). Die Theoretiker sind da wohl noch nicht so weit.

### 5.4.3 Der Wie-und-Was-Modus

Diese so formulierten Anstöße für einen trajektive Ethik der Sozialarbeitswissenschaft hätten auch Bedeutung für Lehre und Forschung. Der oben zitierte Satz von Habermas macht das Dilemma deutlich: »... immer wenn wir meinen, was wir sagen«. Wie oft ist das der Fall? Studierende machen gewöhnlich die Erfahrung – alle Lehrenden sind ehemalige Studierende –, dass es schwer ist, Person zu sein und die Rolle von Studentinnen oder Studenten zu erfüllen. Studieninhalte und innere Verfasstheit sind oft nicht vereinbar und so wird der Inhalt zum Stoff erniedrigt, der dann auf die Innerlichkeit draufgepackt wird. Es entsteht eine Spaltung zwischen Innen und Außen mit der Folge, dass Meinen und Sagen auseinanderfallen. Mit Sprache als Täuschung ist Verständigung ein Unwert und es bricht kein „Stück Idealität“ in den Studienalltag ein. Der Prozess einer eigenen Entscheidung für Verinnerlichung von Werten wird behindert. Man denkt sich seine Teile und sieht, dass man zurechtkommt – Studierende und Lehrende.

Die Fähre bewegt sich zwischen Innerlichkeit und aufgepacktem Stoff. Das bedeutet, dass die Studierenden nicht nur Inhalte stofflicher Art memorieren und abgefragt bekommen. Sie lernen Inhalte mit ihren biografischen Erfahrungen zu konfrontieren. In selbsterfahrungsorientierten Seminaren wird die eigene Person zum Gegenstand des Lernens gemacht (vgl. die A- und B-Studienziele in: Tillmann 1995, 320ff). Schmerzhaft und freudvolle Erfahrungen, Gelingen und Scheitern werden gefühlt und gedacht und zur Leib-Gefühls-Synthese hingeführt. So werden Werte lebendig.

Parow (1973) unterscheidet zwischen horizontaler und vertikaler Vernunft: »Die eine scheint sich dadurch kennzeichnen zu lassen, dass sie soziales Verhalten ausschließlich entlang der Oberfläche von Individuen analysiert, die sich aus hoch-intersubjektiven symbolischen Äußerungen zusammensetzt; intersubjektiv verstehbare symbolische Verhaltensweisen (oder Abweichungen davon) konstituieren somit die letzten und gleichsam auf einer horizontalen Ebene säuberlich aufgereihten Tatsachen der positivistischen Erfahrungswelt, für die ein geäußertes Wort oder eine wahrgenommene Interaktion den gleichen Status besitzen wie eine elektrische Ladung im Labor. Die andere Schweise verfolgt zusätzlich eine Dimension, die orthogonal auf der ersten steht, und die sich als Tiefendimension

sozialen Verhaltens bezeichnen lässt; diese trägt stets ein historisches, genetisch-biografisches, hermeneutisches oder ähnlich zu nennendes Moment an sich« (a. a. O., 13 f).

Und: »Vertikale Vernunft ... scheint das einzige Vehikel zu sein, das die – wohl-gemerkt unentbehrliche – formalhorizontale Aufarbeitung der Welt vor Erstar-rung und damit sich unter der Hand wandelnde Bedürfnisse vor Vergewaltigung zu schützen vermag, indem sie die jeweils historisch bezogene Konzeptualisie-rung der Wirklichkeit kritisch in Frage stellt, die vorgeschlagene Einteilung der Welt durch Kategorien neuer Ebenen zu synthetisieren und damit zu erfassen sucht, was noch ohne Namen zwischen den Begriffen formallogischen, instru-mentellen Denkens liegt« (ebd.15).

Die Zusammenführung der beiden Dimension der Vernunft ist bereits eine ethi-sche Konzeption, weil ihre Realisierung viele Verheerungen in der Welt verhin-dern könnte. Wenn diese Synthese nicht wieder zu einer abstrakt-rationalen Denkfigur verstümmelt wird, kann sie Studierenden der Sozialarbeit dazu verhel-fen, Beziehung zu der eigenen Person aufzunehmen. Dieser Prozess ermöglicht ihnen, die vielen ausgedachten Werte zu einer gefühlten inneren Haltung im kon-kreten Alltag ihrer künftigen Berufstätigkeit zu transformieren, die »zwischen den Begriffen formal logischen, instrumentellen Denkens« (ebd.) ihren Wohnort haben könnte. Die Lehrenden können diesen Prozess allerdings nur anleiten, wenn sie ihn selbst durchlaufen haben.

Sozialarbeitswissenschaftlich-ethische Forschung ist die Auseinandersetzung mit den Beziehungsstrukturen zwischen der Gesellschaft und den Verliererinnen und Verlierern, den Überflüssigen, den Beziehungsstrukturen, die sich auch in der diesbezügliche Gesetzgebung und der sich daraus ergebenden Handhabung aus-drücken. Wenn lediglich der Arbeitsmarkt entscheidet, wer Arbeit behält, be-kommt oder nicht bekommt, werden „Prekariate“ produziert. Zu ihnen gehören auch alle Menschen, die aus anderen Gründen ausgeschlossen sind. In der Exis-tenz der Armut drückt sich der Sieg der Dressate aus. Eine solche Beziehung ist die Verachtung der Ausgegrenzten. Klientinnen und Klienten der Sozialarbeit sind sehr wohl auch Opfer. Gleichzeitig zeigt die Sozialarbeit und ihre Wissen-schaft deren eigenen Willen und ihre Kräfte auf und ebnet die Wege zu den Hilfsquellen. In der Förderung von Wachstumsbeziehungen drückt sich das E-thos der sozialen Arbeit aus. Die Fähre ist stets unterwegs zwischen den Wider-sprüchen.

## 6. Resümee

Das Kapitel 5.4 des Teils III dieser Arbeit folgte aus den beiden grundlegenden ersten Teilen weitere Anstöße für die Metatheorie einer trajektiven Sozialarbeitswissenschaft. Die Leib-Gefühls-Denk-Synthese wurde als wesentlicher Basisbaustein dargestellt. Die Grundversorgung mit der Andersheit versuchte die Dualismen von richtig – falsch, gut – böse, wir – ihr abzulösen, indem die Porosität der Standorte und wissenschaftlichen Konzerne (Paradimgemeinschaften) nicht als Makel, sondern als notwendige Bedingung der Möglichkeit für Kontakte und Kooperationen aufgezeigt wurde. Eine längere Beschäftigung mit dem viel diskutierten Theorie-Praxis-Bezug löst die traditionellen Auffassungen nicht ab, sondern versucht sie durch Fragen, die den Kontingenzgedanken entspringen, zu erweitern. Schließlich zeigt sich, dass die Einhaltung bewährter wissenschaftlicher Normen und die Möglichkeit, sie verlassen zu können, wenn neue Sichtweisen auftauchen, kein Gegensatz sein darf. Wenn Disziplin und Beliebigkeit diffamierende Termini für feindliche Lager sind, drohen Erstarrung oder Chaos. Trajektität ist der Raum zwischen beiden.

Trajektive Ethik rührt nicht an den vielen im Zuge der Aufklärung ausgedachten und begründeten humanen Werten. Aber sie macht darauf aufmerksam, dass sich in der Leib-Gefühls-Einheit die Fundamente einer Ethik entwickelt haben, denen misstraut wird, weil sie Angst machen. Eine Zwangsethik, die als kognitiv-rationaler Forderungskatalog aufgesetzt wird, begründet eine spezifische menschliche Aggression. Trajektive Ethik zeigt, dass beide Bereiche zusammengeführt werden können. Sokrates würde in der heutigen Zeit mit seiner großen Klugheit die menschliche Situation betrachten und zu dem Schluss kommen, dass er Xanthippe bitten müsse, ihm einiges, was er noch nicht recht verstehen könne, zu erklären, damit er das gelingende Leben mehr lieben könne als den Tod. Kann Sozialarbeitswissenschaft in diesem Sinn das Sokratische reformieren?



# Nachwort

## Vergeblichkeit und Begeisterung

Theoretische Konzeptionen bis hin zu ausgearbeiteten Paradigmen sollen ihre porösen Stellen nicht durch bis zum Exzess ausdifferenzierte Argumentationen verstecken, sondern sie sollten sie aufdecken und als Fenster für Übergänge begreifen. Diese Forderung ist in dem vorgestellten Text an verschiedenen Stellen erhoben worden. Das gilt selbstverständlich auch für ihn selbst. Seine Porosität kommt durch zwei Aspekte zum Ausdruck. Die mehr grundsätzlichen Aussagen sind umrahmt von einer Fülle von Fragen, was deutlich macht, dass durchaus Zweifel bestehen. Diese Fragen sind ein Signal für gewünschten Diskurs, für Relativierung und für Anschlüsse, nicht für Duelle. Kritische Vorhalte verstehen sich als Ergänzungen. Sie sind – das ist der zweite Aspekt – Anstöße für Weiterentwicklung und haben eine programmatische Intention, die nicht auf hermetische Geschlossenheit zielt, sondern die eine Oszillation zwischen Differenzen, Widersprüchen und Übergängen als perennierenden Prozess begreift. Häfen werden aufgesucht, um Ladungen zu bringen und abzuholen, um zu tanken und zu reparieren. Die Bewegung bleibt: Stabilität in Fluidität.

Auch die stärker grundsätzlich formulierten Aussagen sind Richtungsangebote und keine letztgültigen Maximen. Die Schattenmatrix der abendländischen Tradition, die sich durch die Dressate ausdrückt, ist ein Feld, das Sozialarbeitswissenschaft betreten muss. Aber es gibt keine wohlfeilen Lösungen und schnellen Erfolge. Es handelt sich um einen Prozess, der viel Zeit braucht. Suchbewegungen haben immer viele Irrwege und können oft Fundstücke lange nicht als fruchtbare Ergebnisse erkennen. Die Dressate verhindern den Blick auf ihre kreative Bedeutung. Die Helle des abendländisch-europäischen Projektes und seiner globalen Dominanz lassen die Wahrnehmung des Schattens nicht zu. Langes Sonnenbaden verursacht gefährliche Sonnenbrände, die schließlich Krebs erzeugen. Dieser Schatten, der Exklusion und damit Missbrauch von Menschen verursacht, ist zentrales Thema der Sozialarbeitswissenschaft, wenn sie sich auch gerne vor dieser Erkenntnis drückt. Auf ein Bewusstsein hin zu arbeiten, in dem die material-rationale Intelligenz (z. Zt. Vorderbühne) mit einer relational-emo-tionalen Intelligenz (z. Zt. Hinterbühne) kooperiert, ist ein Arbeitsziel für die Sozialarbeitswissenschaft, das ihr eigenständiges Profil, eine sehr bedeutende Aufgabe und aufrechten Gang bescheren würde. Beide Bewusstseinsdimensionen sind in je spezifischer Weise operant, d. h. sie tragen Wirkungsweisen in sich, deren integrative Aktivierung Sozialarbeit als humanitär-zivilisatorische Veranstaltung begründet. Trajekktivität ist die Fähre zwischen den beiden Dimensionen.

Der Versuch, eine solche Leib-Gefühl-Denk-Einheit zu vollziehen, wird in der Praxis der Sozialarbeit schon lange verwirklicht. Dies geschieht allerdings intuitiv. Es scheint sich jedoch im Gebrauch des Terminus „Verwissenschaftlichung“ Angst auszudrücken, dass diese Ganzheitlichkeit zerstört wird. Diese Bedrohung wird aber überboten durch die Gefährdung der Sozialarbeit durch eine rasante Taylorisierung, die gegenwärtig rigide durchgesetzt wird. Sozialarbeit wird in ihrem Modus dem Maschinentakt oder der Bedienung an einem Bankschalter angepasst. Beratung, Betreuung und Begleitung benötigen aber Zeit und Zuwendung. Wirksame Hilfe zur Selbsthilfe gelingt nur im Kontakt zur Hinterbühne des Bewusstseins und entsteht nur im Klima von Vertrauen und angemessener Beziehung. Begründet Sozialarbeitswissenschaft die Notwendigkeit dieses humanitären Raums nicht und wird er nicht wiederhergestellt, verkommt Sozialarbeit zu einer prekären Technologie. Trajekktivität ist die Fähre zwischen Arbeitsdisziplin und diesem Raum.

Sozialarbeit hat es immer mit einem Maß an Vergeblichkeit zu tun. Es gibt Zeiten, in denen gesellschaftliche Strukturen so verschärft werden, dass die Dressate besonders wirksam werden. Und es gibt individuelle Devianzen, die kaum noch in gelingenderes Leben zurückgeführt werden können. Sozialarbeitswissenschaft muss begründen, warum Vergeblichkeit eine nicht zu vermeidende Begleitererscheinung von Sozialarbeit ist. Zivilisation zeigt sich darin, dass es keine Entsorgung von scheinbar nicht funktionierenden Menschen gibt. Diese Maxime geschieht nicht nur wegen dieser Menschen, sondern auch um die Humanität bei den scheinbar funktionierenden Menschen wach zu halten. Trajektivität ist die Fähre zwischen Vergeblichkeit und Begeisterung.

Warum Begeisterung? Die transitive Form dieses Begriffs drückt aus, dass etwas mit Geist versehen wird, was offenbar Euphorie auslöst. Vergeblichkeit muss durch Begeisterung kompensiert werden, sonst begründet sie Resignation. Trajektivität ist daher auch die Fähre zur Begeisterung hin, die vor Verzicht auf Freude schützt. Warum wählen so viele junge Menschen in einer Gesellschaft, die Karriere als deutliches Merkmal für gelingendes Leben ausweist, ein Studium für den am schlechtesten bezahlten akademischen Beruf und einen sehr schwierigen obendrein? Offensichtlich begeistert die Vorstellung, an der Verwirklichung einer gelingenderen Gesellschaft mitzuwirken. Damit diese Begeisterung nicht stirbt, muss Sozialarbeitswissenschaft das Maß der Vergeblichkeit auch als eine Suchbewegung begründen, welche die Selbstgewissheit der Gesellschaft erschüttern soll und oft Ärger hervorruft. Und: Begeisterung ist ein fröhlicher Geist, der dem unglücklichen aufgeklärten Bewusstsein zu oft fehlt. Gleichzeitig begeistert Sozialarbeit auch die Klientel und heilt zerstörte Kräfte. Sozialarbeit versorgt, berät und hilft nicht nur. Sie bläst auch den Funken Geist an, der in scheinbar wenig

gelingendem Leben glüht. Trajektivität ist die Fähre zwischen falscher Selbstgewissheit und falscher Selbstungewissheit.

Geist ist ein obsoleter Begriff. Geisteswissenschaft ist eine Wissenschaft, die mit höchsten intellektuellen Anstrengungen mühsam ihre Existenzberechtigung nachzuweisen versucht und trotzdem dauernd in Gefahr ist, aus dem Wissenschaftsbetrieb ausgemustert zu werden. Warum ist Geist für die Wissenschaft ein so belasteter Begriff geworden? Liegt der Grund dafür darin, dass Geist als vornehmer Herrschaftsinstrument, als großer Geist, der über der konkreten Wirklichkeit schwebte, den Kontakt mit dem Leben verloren hat? Wird Geisteswissenschaft durch die positivistische wirkungswissenschaftliche Triade ersetzt? Was aber wäre, wenn Geist ein denkendes Bewusstsein repräsentierte, das fest im Gefühl und im Leib verankert wäre? Was wäre, wenn Sozialarbeitswissenschaft eine solche Geistigkeit begründen würde: Konkreter Geist in schwacher Wissenschaft? In aller Bescheidenheit: Könnte Sozialarbeitswissenschaft für sich eine neue wissenschaftliche Kultur begründen? Trajektivität könnte ein Anstoß und das breite theoretische Panorama die Basis sein.

## Literaturverzeichnis

- Aristoteles:** Metaphysik, 4. Buch, 1.Kapitel
- Bacon, F.:** Novum Organum, Aph. 95
- Becker-Schmidt, R./Knapp, G. A.:** Feministische Theorien. Hamburg 2000
- Benthien, C./Wulf, C. (Hrsg.):** Körperteile - Eine kulturelle Anatomie. Reinbek bei Hamburg 2001
- Benjamin, J.:** Die Fesseln der Liebe - Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Basel, Frankfurt/Main 1991
- Berman, M.:** Wiederverzauberung der Welt. Reinbek bei Hamburg 1985
- Brandt, E.:** ... und keiner sieht, daß der Kaiser nackt ist... - Über Ideologie und das Ideologische in der Sozialarbeit. Hamburg/Berlin 1996
- Buber, M.:** Ich und Du. In: Werke I, München und Heidelberg 1962
- Buber, M.:** Zwiesprache. In: Werke I, München und Heidelberg 1962
- Buttner, P.:** Soziale Arbeit studieren - Das Studium und seine Einbettung in die Hochschullandschaft. In: Blätter der Wohlfahrtspflege. Frankfurt/Main 2006/2
- Cohn, R. C./Ockel, A.:** Das Konzept des Widerstands in der themenzentrierten Interaktion. In: Petzold, H. (Hrsg.): Widerstand ein strittiges Konzept in der Psychotherapie. Paderborn 1981
- Collins, P. H.:** Die gesellschaftliche Konstruktion Schwarzen feministischen Denkens. Berlin 1989. In: Joseph, G. (Hrsg.): Theorie und Politik afroamerikanischer Frauen. Berlin 1993
- Daly, M.:** Gyn/ökologie – Eine Meta-Ethik des radikalen Feminismus. München 1986
- Damasio, A.:** Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. München 1994
- Damasio, A.:** Ich fühle, also bin ich - Die Entschlüsselung des Bewusstseins. Berlin 2004
- Deleuze, G.:** Differenz und Wiederholung. München 1992
- Deleuze, G./Guattari, F.:** Rhizom. Berlin 1977

- Deleuze:** siehe Welsch a.a.O.
- Derrida, J.:** Grammatologie. Frankfurt/Main 1974
- Derrida:** siehe Welsch a. a. O.
- Descartes, R.:** Meditationen. (Hrsg. v. A. Buchenau) Leipzig 1915
- Diezinger, A. u. a.:** Erfahrung mit Methode - Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Forum Frauenforschung Bd.8. Schriftenreihe der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, München 1994
- Engelke, E.:** Theorien der sozialen Arbeit: Eine Einführung. Freiburg im Breisgau 2002
- Engelke, E.:** Soziale Arbeit als Wissenschaft. Freiburg im Breisgau 1992
- Feuerbach, L.:** Grundsätze der Philosophie der Zukunft. 1843. In: Schmidt, G. (Hrsg.) Frankfurt/Main 1967
- Feyerabend, P.:** Erkenntnis für freie Menschen. Frankfurt/Main 1990
- Feyerabend, P.:** Irrwege der Vernunft. Frankfurt/Main 1990
- Fischer, E.P.:** Die andere Bildung – Was man von den Naturwissenschaften wissen sollte. München 2001
- Flick, U.:** Wann fühlen wir uns gesund? Subjektive Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit. Weinheim und München 1998
- Foucault, M.:** Die Ordnung der Dinge. Frankfurt/Main 1991
- Galuske, M.:** Methoden der Sozialen Arbeit - Eine Einführung. Weinheim und München 2007
- Gardenne, V.:** Qualia. In: Information Philosophie, Heft 5, 2000
- Glucksmann, A.:** Die Meisterdenker. Reinbek bei Hamburg 1978
- Goldbach, G./Ketelhut, B./Strang, K. (Hrsg.):** Brennpunkte – Kernthemen sozialer Arbeit in interdisziplinärer Perspektive. Schriftenreihe der Evangelischen Fachhochschule Hannover Bd. 8, Hannover 2000
- Goodman:** siehe Welsch a. a. O.
- Gordijn, C. C. F. u.a.:** Wat beweegt ons. Baarn 1975
- Guattari, F.:** siehe Deleuze

- Habermas, J.:** Vergangenheit als Zukunft. Zürich 1990
- Hamburger, F.:** Geblendet von der Schönheit des Marktes. In: Sozial Extra, April 2004
- Harding, S.:** Feministische Wissenschaftstheorie. Hamburg 1991
- Heidegger, M.:** Sein und Zeit. Tübingen 1972
- Hellmann, W.:** Sozialarbeitswissenschaft und Professionalisierung Sozialer Arbeit. Aufsatz o. J. Deutsche Gesellschaft für Sozialarbeit e. V.
- Herrmann:** siehe Schubert
- Holzkamp, K.:** Grundlegung der Psychologie. Frankfurt /Main 1983a
- Holzkamp, K.:** Nur wer Angst hat, kann vernünftig sein. In: Psychologie heute 10/1983b
- Holzkamp, K.:** Was heißt „Psychologie vom Subjektstandpunkt“? Sozialpsychiatrische Informationen. 4/1992
- Honneth, A.:** Kampf um Anerkennung. Frankfurt/Main 1992
- Horstmann, D.:** Vom Schwinden des „Zwischen“- Das pädagogische Rollenspiel als Methode zur Freisetzung sozialer Potenziale. Magisterarbeit/Institut für Soziologie und Sozialpsychologie/Abt. Sozialpsychologie/Universität Hannover 2003
- Husserl, E.:** Cartesianische Meditationen. Husserliana Bd. 1, ab 1950
- Jaspers, K.:** Vom Ursprung und Ziel der Geschichte. München 1956
- Kähler, H. D./Schulte-Altendorneburg, M.:** Blockaden bei der Studienreform oder „Des Kaisers neue Kleider“. In: Soziale Arbeit 1995/1 (DZI, a.a.O.)
- Kanitz v., A.:** siehe Tillmann 2004
- Kant, I.:** Kritik der Praktischen Vernunft. Stuttgart 1960
- Kant, I.:** Was ist Aufklärung? Stuttgart 1974
- Ketelhut, B.:** Soziale Probleme im neoliberalen globalisierten Kapitalismus. In: Goldbach, G., Ketelhut, B., Strang, K. (Hrsg.): Brennpunkte - Kernthemen sozialer Arbeit in interdisziplinärer Perspektive. Schriftenreihe der Ev. Fachhochschule Hannover. 8/2000
- Kietzell v., D.:** Die Praxis der Sozialen Arbeit in Lehre und Forschung an Fachhochschulen. Hannover 1994. In: Schatteburg, U. a. a. O.
- Kindler Vlg.:** Die Psychologie des 20. Jahrhunderts. Zürich 1976-1981

- Klinger, C.:** Bis hierher und wie weiter? In: Krüll, M. (Hrsg.): Wege aus der männlichen Wissenschaft. Pfaffenweiler 1990
- Klüsche, W. (Hrsg.) u. a.:** Ein Stück weitergedacht... - Beiträge zur Theorie und Wissenschaftsentwicklung der Sozialen Arbeit. Freiburg im Breisgau 1999
- Körner, J./Ludwig-Körner, C.:** Psychoanalytische Sozialpädagogik - Eine Einführung in vier Fallgeschichten. Freiburg im Breisgau 1997
- Krüger, H. H./Helsper, W.:** Einführung in Theorie und Methoden der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden 2004
- Krüll, M. (Hrsg.):** Wege aus der männlichen Wissenschaft. Pfaffenweiler 1990
- Kuhn, T. S.:** Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/Main 1973
- Leibniz, G. W.:** Lehrsätze über die Monadologie. Frankfurt/Main /Leipzig 1720
- Liberia della Donne di Milano (Hrsg.):** Wie weibliche Freiheit entsteht. Berlin 1991
- Lorber, J.:** Gender-Paradoxien. Opladen 1999
- Löbl, F./Wilfing, H.:** Sozialarbeitswissenschaft und Sozialarbeitsforschung in systemischer Betrachtung. In: Soziale Arbeit. Deutsche Zeitschrift für soziale und sozialverwandte Gebiete (DZI) 9-10/1995
- Luczak, H.:** Signale aus dem Reich der Mitte. In: GEO 11/2000 Hamburg
- Lytard, J. F.:** Das postmoderne Wissen. Wien 1986
- Marx, K.:** Die entfremdete Arbeit. In: Ökonomisch-philosophische Manuskripte (1844). Frankfurt/Main 1971
- Meier-Seethaler, C.:** Ursprünge und Befreiungen - Die sexistischen Wurzeln der Kultur. Frankfurt/Main 1994
- Meier-Seethaler, C.:** Gefühl und Urteilskraft - Ein Plädoyer für die emotionale Vernunft. München 1997
- Merleau-Ponty, M.:** Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin 1965
- Miller, T.:** Systemtheorie und Soziale Arbeit - Entwurf einer Handlungstheorie. Stuttgart 2001
- Mühlem, A.:** Sozialarbeit und Sozialpädagogik - Ein Vergleich. Frankfurt/Main 2001
- Müller, B.:** Praktiker als Forscher - Forschen als Praxis: Eine Wahlverwandtschaft. In: Neue Praxis 1/2000, 3ff

- Müller, F.:** Ach ja, Summerhill. Bemerkungen zur Modernität einer alternativen Schule. In: Goldbach, G. u.a. (Hrsg.) siehe Goldbach a.a.O.
- Müller-Mehring, M.:** siehe Tillmann 2004
- Munz, R. (Hrsg.):** Philosophinnen des 20. Jahrhunderts. Darmstadt (wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2004
- Nietzsche, F.:** Also sprach Zarathustra. München 1957
- Nietzsche, F.:** Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn. Werke III. Frankfurt/Main-Berlin-Wien 1972
- Nowotny, H.:** Es ist so. Es könnte auch anders sein. Frankfurt/Main 1999
- Ockel, A.:** siehe Cohn
- Parow, E.:** Die Dialektik des symbolischen Austauschs. Frankfurt/Main 1973
- Pantucek, P.:** Lebensweltorientierte Individualhilfe. Freiburg im Breisgau 1998
- Pfeiffer, G.:** In: Der Spiegel Nr. 7, 12. 02. 2007
- Platon:** Phaidon. In: Philosophen entdecken die Welt - Die Ursprünge des abendländischen Denkens. München 1983
- Platon:** Politeia, 7.Buch. (Hrsg.: Rufener, R). Zürich 1950
- Purtschert, R.:** Judith Buttlar - Macht der Kontingenz - Begriff der Kritik. In: Munz, R. (Hrsg.) a.a.O.
- Rössner, L.:** Theorie der Sozialarbeit. UTB 1975
- Rousseau, J. J.:** Abhandlung über die Wissenschaften und Künste. 1.Discours 1750 . In: Weigand, W. (Hrsg. ): Über Kunst und Wissenschaft. Hamburg 1955
- Rorty:** siehe Welsch a.a.O.
- Rullmann, M./Schlegel, W.:** Frauen denken anders. Frankfurt/Main 2000
- Sacks, O.:** Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte. Reinbek bei Hamburg 1987
- Sahle, R.:** Paradigmen der Sozialen Arbeit - Ein Vergleich. In: Mühlum, A. (Hrsg.): Sozialarbeitswissenschaft - Wissenschaft der Sozialen Arbeit. Freiburg 2005
- Sahle, R.:** Zwischen den Disziplinen - Soziale Arbeit als interdisziplinäre Handlungswissenschaft. In: Hansen, K./Riegel, M./Verleysdonk, A.: Resignation ist der Egoismus der Schwachen - Festschrift für Wilhelm Klüsche -



Schriften des Fachbereichs Sozialwesen an der Hochschule Niederrhein/Mönchengladbach, Bd. 40 o. J.

**Schatteburg, U.:** Autonomie und Verantwortung - Zur Dialektik von Selbststeuerung und Fremdbestimmung in der enttraditionalisierten Gesellschaft. In: Schatteburg, U. (Hrsg.): Aushandeln, Entscheiden, Gestalten – Soziale Arbeit die Wissen schafft. Hemmingen 1994

**Schlegel, W.:** siehe Rullmann

**Schmid, W.:** Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung. Frankfurt/Main 1998

**Schopenhauer, A.:** Die Welt als Wille und Vorstellung. Wien 1924

**Schubert, E./Herrmann, B.:** Von der Angst zur Ausbeutung - Umwelterfahrung zwischen Mittelalter und Neuzeit. Frankfurt/Main 1994

**Schulte-Altendorneburg, H. W.:** siehe Kähler

**Schurz:** siehe Sahle a. a. O. 2005

**Sherrington, C. S.:** The Integrative Action of Nervous System. Cambridge 1906

**Stichweh, R.:** siehe Buttner

**Strege, M.-A., Brandstätter, Weber, D.:** ... alles nur Theorie - oder - die Funktion von Theorien in der Sozialen Arbeit. Flyer o. J. (Ev. Fachhochschule Hannover)

**Taube, J.:** Das ‚Vermögen‘ als energetische Dimension der alltäglichen Unterscheidung und als theoretische Bestimmung von Erkennen (Theorie) und Realität (Praxis) - ein Beitrag zur Orientierung in der Sozialarbeitswissenschaft -.Diplomarbeit SS 2002 - (Evangel. Fachhochschule Hannover)

**Terbuyken, G.:** Körper - (k)ein Thema der Sozialarbeit und Heilpädagogik? - Vortrag auf der Fachtagung an der Evangl. Fachhochschule Hannover (9. 4. 2003)

**Terbuyken, G.:** Verstehen und Begleiten - Konzeptuelle Überlegungen zum Selbstverständnis von SozialarbeiterInnen in der Psychiatrie. Hannover 1996

**Tillmann, J.:** Kritik der Leistungsschule und Leistungsgesellschaft. In: Biermann, R. (Hrsg.): Schulische Selektion in der Diskussion. Bad Heilbronn 1976

**Tillmann, J.:** Orientierung und Gefühl. Hannover 1986

- Tillmann, J.:** Sum ergo cogito - Prolog eines Programms. In: Hahn, K. (Hrsg.): Beachte die Körpersignale... Mainz 1991
- Tillmann, J.:** Sozialarbeitswissenschaft als Basis der Curriculumentwicklung. In: Soziale Arbeit, Heft 9-10/1995 (DZI) a. a. O.
- Tillmann, J.:** Überlegungen zu trajektiven Diskursformen. In: Cordes, M./Grosse, H./Kreutter, E.: Zwischen Kapelle und Katheder. Schriftenreihe der Evangelischen Fachhochschule Hannover Bd. 7, 1999
- Tillmann, J./Müller-Mehring, M./Kanitz von, A.:** TZI und Pädagogisches Rollenspiel. In: Themenzentrierte Interaktion, Mainz 2004, Heft 1
- Toss, S.:** Hannoversche Allgemeine Zeitung (5. 5. 2006)
- Trebels, A. H.:** Bewegungskultur und ihr Rückzug auf Bewegungskonzepte. Berlin 1995
- Vattimo, G.:** Kurze Geschichte der Philosophie im 20. Jahrhundert. Freiburg im Breisgau 2002
- Watzlawick, P. u. a.:** Menschliche Kommunikation. Berlin 1974
- Weber, D.:** Die Geschichte Gottes und die Geschichte der Natur - eine Familienähnlichkeit. Münster-Hamburg-London 2000
- Welsch, W.:** Vernunft - Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft. Frankfurt/Main 1986
- Wendt, W. R.:** Ritual und rechtes Leben - Studien zwischen den Kulturen. Stuttgart 1994
- Wendt, W. R.:** Der Praxisbezug der Sozialarbeitswissenschaft. In: Soziale Arbeit, Heft 9-10/1995 (DZI a.a.O.)
- Wieler, J./Zeller, S.:** Emigrierte Sozialarbeit - Porträts vertriebener SozialarbeiterInnen. Freiburg im Breisgau 1995
- Wilde, O.:** Der Sozialismus und die Seele des Menschen. Zürich 1970
- Wilfing:** siehe Löbl
- Wilson, E. O.:** Die Einheit des Wissens. Berlin 1998
- Wulf:** siehe Benthien
- Zeller:** siehe Wieler